Der Philosoph für die Welt.

Herausgegeben

von

J. J. Engel.

Erster Theil.

Leipzig 1775.
Zu finden in der Dyckischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erstes Stück: Die Göttinnen. S. 1
Zweytes Stück: Aus einem Briefe, über die Leiden des jungen Werthers. 21
Drittes Stück: Die Höle auf Antiparos. 34
Viertes Stück: Ueber die verhältnißmäßige Größe des Menschen. 57
Fünftes Stück: Tobias Witt. 65
Sechstes Stück: Die Eiche und die Eichel, ein Gespräch über Dutems Buch von dem Ursprunge der Entdeckungen, die den Neuern zugeschrieben werden. 76
Siebentes Stück: Erster Brief an Herrn Dutems. 90
Achtes Stück: Zweyter Brief an eben denselben. 99

Neuntes Stück: Epistel an einen jungen Arzt. S. 108
Zehntes Stück: Briefe über Emilia Galotti; erster Brief. 111
Eilftes Stück: Zweyter Brief. 123
Zwölftes Stück: Dritter Brief. 136
Dreyzehntes Stück: Ueber die Bestimmung zum Tode, eine Unterredung. 146
Zusatz. 181

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Stück.

Die Göttinnen.

Die Göttinnen der Weisheit und der Liebe lebten in ståter Uneinigkeit. Beyde wünschten ihre Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten: aber wer der einen opferte, kam nicht leicht zu den Altåren der andern; erst mußte er des Dienstes der Venus überdrüßig seyn, eh er sie verließ und sich dem Dienste Minervens weihte. Nur hie und da fand sich ein Sterblicher, der seine Opfer unpartheyisch zwischen beyden theilte: und dieser war immer, nach dem eignen geheimen Urtheile Minervens, der weiseste. Jede der Göttinnen hatte Hoffnung, ihn ganz zu gewinnen, und jede überschüttete ihn

daher mit ihren süßesten Wohlthaten und ihrem schönsten Segen.

Indessen kam die Eifersucht beyder Göttinnen nur selten zum Ausbruch. Sie fürchteten, Vater Jupitern zu beleidigen, der immer zu ihren Streitigkeiten seine ehrwürdige Stirne runzelte. Auf der einen Seite war Minerva die Tochter seines Hauptes, und gegen solche Kinder ist die Liebe sehr zärtlich; auf der andern hatte er auch der Venus die größten Verbindlichkeiten. Sie hatte ihm so manche selige Schäferstunde verschafft, worinn er seiner Majestät vergaß, und sich für die vielen Sorgen seiner Regierung eben so belohnte, wie sich noch unter uns die Götter der Erde belohnen. Was für einem erhabnern Beyspiele könnten sie auch folgen, als dem Beyspiele Jupiters? —

Gemeiniglich blieb es also zwischen beyden Göttinnen bey Blicken, bey Ironien, bey Anspielungen; kurz, bey dem ganzen kleinen Na=

delgefechte, womit sich die Damen oft schmerzhaftere Wunden zu ritzen pflegen, als die Männer sich schlagen. Die Göttinn von Cythere fuhr dabey noch am besten. Minerva war zu ernsthaft, um nicht bald aus dem muntern in den philosophirenden Ton zu fallen: und wenn dann über ihren Soriten Apollo gähnte, daß ihm von der Bewegung des Lorbeer um seine Schläfen rauschte; wenn Bacchus, zurück gelehnt an einer der Säulen des Göttersaals, mit vorgestrecktem Bauch und beyde Arme herabhangend, über das ganze Gemach hinwegschnarchte; wenn selbst der Adler Jupiters auf der Spitze des göttlichen Zepters in jener süßen und malerischen Stellung schlummerte, worinn ihn Pindar beschreibt: so fieng auf einmal die sorglose Venus an, mit ihrem Buben zu tändeln, oder warf sich wohl gar auf ihren berußten Vulkan, an den sie so viel Liebkosungen verschwendete, ihm so viel süße Thorheiten vorsagte, so oft den ambrosischen Kuß auf

seine Wangen und Lippen drückte, daß alles wieder lebendig ward, und vollends kein Gott mehr auf die Weisheit Minervens hörte. Oft wollten alle vor Lachen über den guten Ehemann ersticken, der alle diese Schmeicheleyen für baare Münze nahm, und sich vor Freude und Zärtlichkeit nicht zu lassen wußte. — Auftritte dieser Art giengen immer der guten Minerva bis an die Seele; und nur gar zu gern hätte sie oft die größten Bitterkeiten ausgeströmt, wenn sie nicht noch zu rechter Zeit sich erinnert hätte, daß sie die Göttinn der Weisheit wäre.

Liebes Kind, zischelte oft Jupiter seiner Tochter ins Ohr: ich dächte, es sollte dein Vortheil seyn, wenn du mit der von Cythere Freundschaft hieltest. Minerva selbst sah das ein; aber sie war auf einer zu empfindlichen Seite angegriffen, und ward es noch täglich. Die Eifersucht war eine unheilbare Wunde ihres Herzens geworden. — Alle Welt

drängte sich in lautem Getümmel zu den Altären der Venus; ihr wurden immer die ersten, die schönsten Früchte geopfert: zu den Altären Minervens kamen nur die, die nicht genug mehr übrig hatten, um sich der Venus Gunst zu versprechen; und so bekam die gute Tochter Jupiters nur das, was übrig blieb und was abfiel. Um jene Altäre sah man dichte Gruppen blühender Jünglinge und lächelnder Mägdchen; es war an ihren Festen das lebendigste Gewühl um sie her: im Heiligthume Minervens standen nur sparsame Gruppen kraftloser Greise und welker Matronen, die mühsam an ihren Stäben herzuschlichen, statt Opfer Weyhrauch brachten, und ihrem Reich nur noch wenig Dienste versprachen. Selten fand sich ein Jüngling, und noch weit seltner ein Mägdchen. — Kam einst von der Liebe zur Weisheit, aus Verdruß, nicht erhört zu seyn, ein Mann oder ein Jüngling herüber; so war es mit unwillig langsamen Schritt, und immer den Blick mehr hin-

terwärts, als vorwärts gerichtet. Auch fehlte es selten, daß er nicht auf halbem Wege wieder umgekehrt wäre. Nur ein einziges flüchtiges Lächeln, das die Göttinn ihm nachschickte; so war aller Unwille aus seiner Brust verschwunden, und er eilte nur desto brünstiger wieder zurücke. Ja selbst unter den abgelebtesten Greisen waren nur wenige, die der Minerva von Grund ihres Herzens dienten. Die meisten forderten ihre Gunstbezeugungen nur, um doch etwas zu haben, da sie das nicht mehr haben konnten, was sie sonst freylich am liebsten gehabt hätten.

Einst, da sich Minerva, beym einsamen Schimmer des Monds, zu dem geliebtesten ihrer Lieblinge herabließ, um ihn mit ihren geheimen Einflüssen zu begünstigen, und sein innres Auge zum seligen Anschauen der intellektuellen Schönheit zu öffnen, fand sie ihren Platz schon von der Göttinn der Liebe eingenommen, und den ernsthaften Weisen mitten

in dem noch seligern Anschauen einer sinnlichen Schönheit begriffen. Dieser neue Triumph ihrer Feindinn war zu kränkend, als daß sie ihn so im Stillen hätte verschmerzen sollen. Sie verfolgte von diesem Augenblick an die gute Venus mit den kränkendsten Anmerkungen, und fand bey den entferntesten Veranlassungen Uebergänge zu Bitterkeiten.

Jupiter, auf den Frieden in seinem Olymp bedacht, glaubte Minerva durch einen zornigen Blick zu zügeln, den er unter einer gerunzelten Stirne und schrecklich zusammengezognen Augenbraunen hervorschoß; aber umsonst! Endlich warf er in einem unwilligen Tone die Anmerkung hin, die er für eine Göttinn der Weisheit hinlänglich glaubte, daß Neckereyen dieser Art einer Gottheit nicht anständig wären. –

O Jupiter! rief Minerva aus, indem sie wieder mit dem Gespräch zur Seite absprang: sage mir: wer ist eine Gottheit? Ich bin schon längst in meinem Begriff davon irre ge-

worden. Es giebt ihrer, deren Tempel bis an die Wolken reichen, deren Altäre von einer Sonne zur andern nicht aufhören zu glühen, vor deren Bildsäulen die Nation gebückt liegen, und denen doch gerade das erste Kennzeichen der Gottheit fehlt. — Ein bedeutender Blick, auf die Göttinn der Liebe geworfen, verpflichtete diese, zu antworten.

Das erste Kennzeichen der Gottheit? — Ich habe nie tief gedacht, Madame. Was ist das?

Wie? Was das ist? — Wenn der Mensch fragt, wer bin ich? so behauptet er seinen Vorzug über dem Wurm. Wenn eine Göttinn so fragt, so sinkt sie zur Menschheit herab. — Die Wohlthätigkeit ist es. Die Sorge für das Heil der Sterblichen, die wir beherrschen.

Und die Gottheit, der dieß Kennzeichen fehlt? Darf ich bitten? —

Sehr gerne! Eine beschämende Antwort gehört auf eine vorwitzige Frage. — Diese Gottheit sind Sie.

Ich? lächelte Venus, und sah mit der freyen Miene eines reinen Gewissens durch den ganzen Zirkel umher.

Wer sonst, Madame? — Wenn die Stimme des Jammers, die zum Olymp dringt, die Stimme des Jubels so weit übertönt, daß oft Jupiter selbst in seinem innersten Gemache nicht ruhen kann, und den Himmel mitten in seinem Himmel vermißt: wer sonst ist Ursache, als Sie? — Es ist die Stimme derer, die Sie unglücklich machten.

Wie, Madame? wofür nehmen Sie doch die Seufzer der Liebhaber! — Glauben Sie mir: In den klagendsten Sätzen eines Adagio liegt oft mehr und tiefer gefühlte Wohllust, als in den feurigsten eines Allegro. — Ich; ich sollte unglücklich machen? Fragen Sie doch meine Freunde, die Dichter!

Ihre Freunde — die Dichter — Was darf ich Ihnen mehr sagen? — sind Dichter.

Armer Apoll! lispelte Venus.

Warum das? — Ihr Kunstgriff, sich eine Parthey zu machen, ist sehr unglücklich, Madame. Wenn die hohe, edle Begeisterung Apolls einen Dichter hebt, dann tönt sein Gesang von Göttern und Weisen und Helden: aber die Sänger der Liebe sind auch die Sänger des Weins, und schöpfen ihre Begeistrung aus dem Kelche des Bacchus.

Ha! rief der sorglose Bachus, und reichte seinem Becher dem Ganymed, ihn noch einmal zu füllen.

Aber Venus stand auf, und hüpfte gerade zum Jupiter. — Lieber Vater! fieng sie an, mit jener freundlicher Holdseligkeit, die jeden Verdruß verscheucht und jede Sorge hinwegschmelzt — und dann streichelte sie seine Wangen, daß die kleinste Runzel von seiner Stirne schwand, und die ernsthafte Juno vor eifersüchtigem Zorne glühte. Lieber Vater! rief sie noch einmal; du mußt es wissen; du kennst mich. Ist es wahr, daß ich unglücklich mache?

Die Verlegenheit des guten Gottes war unbeschreiblich, und Juno knirschte vor Wut. Denn so feind sie auch den Ausschweifungen ihres Gemahls war, so sehr haßte sie doch alle Anspielungen darauf; sie mußten denn von ihr selbst, zwischen den stummen Vorhängen ihres geheiligten Torus, kommen.

Aber, fieng endlich nach einigem Stottern der Vater der Götter an; was zankt ihr denn immer, ihr Kinder? Wenn Wohlthätigkeit, wie Minerva sagte, das Kennzeichen der Gottheit ist, so dürft ihr euch nur versöhnen, um beyde mehr Gottheiten zu seyn. Apoll hat euch das so oft schon gerathen, und ich so oft euch befohlen. — Macht einen ewigen Bund mit einander! und die Sterblichen werden nicht erst über den Cocyt dürfen, um ein Elysium zu finden; es wird ihnen an seinen beyden Ufern blühen. — Du, Minerva, bist allzustrenge, und du, Venus, zu leichtsinnig.

Allzustrenge? sagte Minerva, und bat die Juno um ihre Iris, die ihr gerne bewilliget war. Sie sagte ihr einige Worte ins Ohr, und Iris schoß auf ihrem farbigten Bogen zur Erde. — Ich erbiete mich zu jenem ewigen Bunde, Jupiter, den du mir anträgst: aber nur Geduld! und du selbst magst dann richten.

In wenig Augenblicken kam Iris zurück, und brachte eine Gestalt mit sich, die den ganzen Himmel in Erstaunen setzte. Es war kein Mensch mehr; es war nur die unvollkommne Idee eines Menschen; ein abgelebter, bleicher, zitternder Greis, in den Jahren der Jugend. Seine Augen, worinn der letzte Funke Feuers erloschen war, lagen tief in ihren Hölen; sein Nacken war krumm und gebückt, und seine Stimme keuchend, wie eines Nestors.

Da seht! rief Minerva. Seht die Wonne, die Glückseligkeit, womit die Göttinn von Cy-

there ihren Anbetern lohnt! Und solcher Elenden ist der ganze Erdboden voll. Ihr haltet sie für die Göttinn des Lebens? Ihr irrt euch. Sie steht mit den Göttern des Todes im Bündnis. Und wenn oft die unerbittlichen Parcen, weniger grausam als sie, den Faden des Lebens noch kaum zur Hälfte vollendet haben; so ist sie es, die mit der tödtlichen Scheere hinzutritt und ihn lächelnd zerschneidet.

Alle Götter und Göttinnen — denn allen liegt die Wohlfarth der Menschen am Herzen — wurden über diesen Anblick erbittert. Jupiter schüttelte sein Haupt, daß der himmlische Palast durch alle Gemächer erbebte. Es war kein Mund, der nicht Tadel murmelte, und selbst der Menschenwürgende Mars fluchte in seiner Wut alle Ströme der Hölle zusammen. Indeß saß die Göttinn von Cythere da, als wollte sie durch den krystallnen Boden des Himmels bis hinab in die tiefsten Abgründe am Caucasus sinken: nur dann und wann

erhob sie ein schüchternes Auge, das Verzeihung zu fordern und Besserung zu geloben schien.

Aber schon hatte sie heimlich, sobald sie Minervens Absicht errieth, dem Merkur einen Wink gegeben, der ihn augenblicklich verstand, und schnell, als ob er vom ersten der Götter käme, zu vollstrecken eilte. Es war bewundernswürdig, aber der ganze Himmel stand der kleinen süßlächelnden Cytherea zu Gebote. Sie war mehr Königinn des Olymps, als Jupiter selbst. Alles liebte sie, und alles richtete ihr gern einen Gefallen aus; die Götter offenbar, und die Göttinnen heimlich.

Jetzt hatte Minerva wieder das Wort genommen, und stand eben in der Mitte einer der gründlichsten Abhandlungen — gründlicher, als sie je ein Sekretär vor der französischen Akademie eines deutschen Königs verlaß — worinn sie mit größter Scharfsinnigkeit zeigte, was wahre Freude und wahre

Glückseligkeit sey? und mit den triftigsten Beweisgründen darthat, daß alles, was die Göttinn der Liebe den Sterblichen anböte, nichts als Scheingüter wären, nichts, als eitle, hinfällige, sinnliche, thierische, thörichte — — —

Und hier kam Merkur wieder zurück. — Ein neues Gespenst? riefen die Götter. Hatten wir nicht schon an dem Anblick des Einen zu viel? Schafft sie hinaus! Schafft sie hinaus! oder wollt ihr den Himmel zu einem Orkus machen?

O Merkur! seufzte Venus, als ob sie ihre Beschämung nicht länger ertragen könnte: mußt denn auch du, Merkur —

Wie, Madame? Was, um aller Götter willen! geht dieß Gerippe hier Sie an? Schämen Sie sich, wenn Sie wollen, für jenes! Für dieses hier lassen Sie sich Minerva schämen!

Minerva? fuhr Venus auf, ihre ganze Heiterkeit wieder auf ihren Wangen, indeß

der Göttinn der Weisheit die Worte im Munde erstarben. — Aber beym Jupiter, ja! Das ist kein Liebhaber; das ist ein Weiser. — Armes Geschöpf! Laß mich dich ansehn! — Du blinzelst? Kann dich dieses sanfte, reine, liebliche Licht des Himmels blenden? Sind deine Sehnerven so schwach? —

O Göttinn! Und meine Gehörnerven noch schwächer. Rede leiser mit mir! denn deine Stimme ertönt mir, gleich der Donnerstimme des Jupiters.

Ist es möglich? Und doch ist meine Stimme, wie alle Götter sagen, die sanfteste im Olympus. — Du zitterst? Dich schaudert? Fühlst du denn nicht den Einfluß dieses holden, ewigen Frühlings?

Wie könnt ich, Göttinn? Der erwärmende Saft des Lebens ist in allen meinen Gefäßen vertrocknet. —

Unbegreifliche Schwäche! Reich ihm doch einen Becher Weins, Ganymed!

O nein, Göttinn! nein! Auf die Stärkung eines Augenblicks würde nur eine desto tödlichere Mattigkeit folgen. —

Nun, Madame? — indem sich Venus wieder zu der ganz verwirrten Minerva wandte — jene Farbe und diese Farbe; jene Wangen und diese Wangen; jene Ohnmacht und diese Ohnmacht — —

Ists denn meine Schuld, rief Minerva mit hönischaufgezogener Oberlippe, daß dieser Thor sich mit meinen Wohlthaten überfüllt hat?

Und ist es meine, erwiederte Venus, wenn auch jener, im Genusse der meinigen, keine Grenzen kannte?

Schamlose Vergleichung! sagte Minerva.

Warum das? —

Wenn es um und um kommt, so hat doch der meinige zu dem edelsten Endzwecke gearbeitet. Er hat gesucht, die Menschen zur Weisheit und Tugend zu bilden.

Und der meinige, die Menschen selbst zu bilden, die jener — —

Ein plötzlicher Aufruhr im Olymp unterbrach sie. Alle weibliche Gottheiten, selbst die alte großmütterliche Ceres, versteckten das Gesicht hinter den Händen, und murmelten einander ihren Unwillen über die Schamlosigkeit ihrer Mitgöttinn zu. Aber Jupiter befahl dem Merkur, beyde Geripppe hinauszuschaffen, deren Anblick ihm die Freude seines Himmels verderbte. Nimm sie nur gleich mit zum Styx, sprach er: denn warum willst du dir einen doppelten Gang machen? Pluto nimmt sie sicher für Schatten!

Und dann wandte er sich mit folgender Rede an die Göttinnen der Weisheit und der Liebe: Sehet da die Folgen eurer Uneinigkeit: Sehet da die Früchte eurer ausschließenden Herrschsucht! Wir alle, so viel unser sind, sollten billig nur Einen Tempel und nur Einen Altar haben. Denn weder für die Wohllüste

des Geistes, noch für die Wohllüste des Kör=
pers ist der Mensch allein geschaffen: in bey=
den stürzt Uebermaaß ihn ins Elend. So wie
der äußre Mensch ohne unsre vereinigten
Wohlthaten, ohne meinen Aether, und ohne
deine Luft, o Juno, und ohne deine Wasser,
Neptun, und ohne deine Garben, o Ceres,
und ohne dein Feuer, Vulkan —

Und ohne meinen Wein, redete Bacchus
dazwischen, mit emporgehabenem Becher — —
nicht bestehen kann: so kann auch der inn=
re Mensch ohne eure vereinigten Gaben,
ohne deine Weisheit, Minerva, ohne deine
Triebe, o Venus, ohne deine Musen, Apoll,
zu keiner Vollkommenheit aufblühn; und der
ganze Mensch kann ohne uns alle — —

* * *

O verzweifelt, mein Leser! Indem ich eine der vortreflichsten philosophischen Deduktionen aus dem Archiv des Himmels, wovon mir Merkur einige Blätter entwandt hat, für dich abschreiben will; so fährt durch meine einsame Sommerlaube ein Zephyr, und führt mir meine Blätter weg in die Luft. Begnüge dich also mit dem, was du hast, und gedulde dich, bis ich das Verlorne wiederfinde; denn eben jetzt bin ich hinterdrein, es zu suchen.

Zweytes Stück.

Aus einem Briefe.

— Auch für mich ist der Charakter des jungen Werthers äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal der Menschheit, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, übcr die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beyde uns so reizend scheinen, dahingegen sie bey der Nähe dem Gewohnten ganz gleich sind, weil unsre Eingeschränktheit dieselbe bleibt, und wir nicht das Alte und das Gegenwärtige zugleich umfassen, sondern immer in einem gleich engen Kreise stehen. — Sonst sind Werthers Empfindungen allerdings überspant: er verachte-

tet einen niedrigern Grad von Empfindlichkeit, die dabey wirklich sehr weit und richtig seyn kann, mit eben dem tadelhaften Stolze, womit der große Gelehrte den minder Belesenen zu verachten pflegt. Er hat nicht allgemeines Menschengefühl. Das eine sind ihm Schurken und Teufel; das andere Engel. Aber wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperamente abhangen, das dem meinigen durchaus entgegen ist: so kann ich doch begreifen, wie das in so einer Seele statt gefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — —

Die Leiden des jungen Werthers haben mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht, als alles, was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsre Zeitgenossen viel Einfluß haben werden.

Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit; Gunst beym Publikum und Begierde zu herrschen.

Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen, als sonst. — Wird dadurch das Loos unsrer Nachkommen besser werden? Werden die Menschen endlich zu dem System von Ideen und Empfindungen kommen, das nach ihrer Natur mit der Wahrheit und der Beschaffenheit des Ganzen am genauesten übereinkömmt? Wird alsdann einmal Einheit und Gleichförmigkeit in den Grundbegriffen, und dadurch gegenseitige Liebe, Achtung und Eintracht entstehen? Wird einmal eine Zeit kommen, wo die immer abwechselnde, immer gleich eingeschränkte Sinnlichkeit durch den immer gleich großen, unendlich weiten Verstand, der vom Anfang bis zum Ende alle Oerter und alle Einwohner und Begebenheiten umfaßt, wird überwogen und dadurch die Ruhe des Geistes und Herzens festgestellt werden? — —

Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht kommt dabey alles auf die eine Betrachtung an: daß der Mensch in wichtigen Dingen, die nicht von ihm herkommen, nicht durch ihn geordnet und erhalten werden, ihm nicht einmal recht bekannt sind, den Lauf der Natur durch unwiderbringliche Veränderungen so wenig als möglich stören müsse. Diese Betrachtung wird noch stärker für den, der eben diesen nicht von ihm herkommenden, von ihm nicht eingerichteten Dingen den verständigsten, größten, mächtigsten, besten Geist zum Urheber, Anordner und Aufseher giebt. Indem er sich dem Lauf der Natur überläßt, vertraut er sein Schicksal der höchsten Einsicht an; indem er diesen Lauf stört, bringt er Wirkungen hervor, die zunächst von seiner Blindheit und Unwissenheit abhängen. Ich weiß nicht, sagt Werther selbst, was das heißt: Leben, Sterben.

Ich weiß es, bey Gott! auch nicht. Aber wie kann ich es also wagen, meine Hand in diese Dunkelheit auszustrecken, und dort Streiche zu versetzen, die mein Auge nicht absieht?

Ich weiß, daß man diesen Satz zu weit ausdehnen, und auch die Aufopferung eines Gliedes, die Vernichtung irgend eines andern Theils der Natur für unerlaubt halten könnte. Aber der gesunde Verstand findet die Unterschiede den Augenblick, die durch Philosophiren nur schwer und langsam entwickelt werden.

Ich sehe nämlich in dem großen Universum, in dem ich bin und fortlebe, eine Sphäre, die für meine Erkenntniß, Beurtheilung und Aktivität bestimmt ist. Da findet Kunst, Wissenschaft, Erfahrung der Folgen, Verbesserung der Mittel; mit einem Worte, eine Absicht und ein Entwurf statt. So weit, als diese Erkenntniß der Folgen reicht, so weit darf ich auch eigne Einrichtungen und Verän-

derungen in der Natur machen. Ich sehe ab, wo das hinauslaufen wird, wenn ich mir den Arm glücklich ablösen lasse; ich werde mit Einem Arme fortleben, und im Zustande und Genusse der Menschheit, obgleich mit Unbequemlichkeit und Schmerzen, verharren. Aber wenn ich mich umbringe? ja, da weiß ich nichts mehr von meinem Selbst; ich weiß keine der Folgen, die der Schuß ins Gehirn auf mein denkendes und wollendes Wesen hervorbringen wird. Leben und Tod kann also nicht zu meiner Sphäre gehören. Es ist die höhere Sphäre des Geistes, der mich gebohren werden, wachsen, leben und sterben läßt, alles weiß, was vor mir war, weiß, was nach mir seyn wird; der einen Plan und Hülfsmittel hat, die eher anfangen und weiter reichen, als mein Leben.

Doch, etwas anders ist, untersuchen: ob es der Natur des Menschen und der Dinge gemäß, das heißt, erlaubt sey, sich zu ermor-

den; etwas anders die Frage: wie ein Mensch, der durch Unglück und Leidenschaft dazu getrieben wird, abgehalten; wie der noch nicht unglückliche, aber sehr empfindliche und schwermüthige Mensch dafür bewahret werden soll? Ohne Zweifel nur durch Verhütung der Leidenschaft selbst.

Und das ist ein neuer Grund wider den Selbstmord. Der Zustand der Seele, in welchem man dazu fähig ist, ist allemal ein zerrütteter, verdorbener Zustand. Keine Wahrheit in dem Anblick der Dinge; keine Richtigkeit in der Schätzung derselben; keine Voraussehung einer oft nahen Zukunft; kein Nebenblick auf das Umstehende: eine unglückliche Vereinigung aller Seelenkräfte auf einen einzigen schwarzen Punkt!

Dieß macht bey Werthern einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für

ein Verdienst hält, sich darinn mehr und mehr übt, und alles was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objekte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher auch sein Stolz, der sonst mit der Liebe gegen die geringsten Menschen, und selbst gegen Pflanzen und Insekten, die er zu seiner vorzüglichsten Eigenschaft macht, so wenig bestehen kann. Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur in so ferne, als er Aehnlichkeiten damit gewahr wird; diese findet er auch in den unbeträchtlichsten Dingen, und fällt darauf mit der vollen Denkungs- und Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein; ja so kömmt die unendlich stärkere Vorstellung seiner Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede, nicht mehr die Aehnlichkeiten der andern, besonders je näher ihm diese andern an Stande und äußern Vorzügen sind. Hat er einen

oder wenige Menschen gefunden, die diese Schwürigkeit, in sein Herz zu dringen, überwinden und ihm schätzbar werden; so häuft er auf diese in seiner Einbildung alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht. Er verachtet und meidet diese übrigen so sehr, daß es ihm unmöglich wird, das Gute und Schätzbare, was er bey näherer Bekanntschaft gewiß an ihnen finden würde, zu entdecken.

Indem er also auf der einen Seite die Natur im Ganzen und bis in ihre gemeiniglich ganz von uns vergessene und vernachläßigte Werke lebendig, schön und interessant findet; so findet er auf der andern Seite, gerade in dem wichtigsten Theil der Schöpfung, unter den Menschen, sehr wenige seiner Achtung und Liebe würdig. Hier sind ihm alle unter seiner Vorstellung und Erwartung, so wie jene Dinge seine Vorstellung übertreffen. Aus dieser Lage des Gemüths entsteht zuerst Hang zur

Einsamkeit und zu bloßem ungeselligen Nachdenken; zweytens Mangel an öftern angenehmen und das Gemüth erheiternden Eindrücken, die aus der Achtung und Liebe gegen andre entspringen; drittens Haß und Widerwillen dieser andern gegen den, von dem sie sich so unbillig verachtet sehn, ohne daß sie seine größern Vollkommenheiten kennten oder Genuß davon hätten; viertens gegenseitiger verstärkter Abscheu auf Seiten des Stolzen. Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist; lassen Sie es nun noch von einer heftigen Liebe angegriffen werden und darinn unglücklich seyn: was bleibt wohl übrig? Einen einzigen Menschen hatte der Unglückliche nun gefunden, der ihm recht werth war; dieser Mensch ist dahin. Unter dem übrigen großen Haufen besinnt er sich auf nichts so Schätzbares, das ihm diesen Verlust erträglich machen könnte.

Er weiß, er wird nicht von ihnen geliebt. Die einsame, todte, stille Natur scheint ihm viel edler und größer. So wird also die ganze Empfindlichkeit des Herzens darauf gespannt, das menschliche Leben, so wie wir es jetzt haben, zu hassen, und nur die Existenz der Natur zu lieben, mit der wir uns im Tode zu vereinigen scheinen. — —

Man hat die Leiden Werthers hie und da für ein gefährliches Buch gehalten, das zum Selbstmord verführte. Ihre Gedanken hierüber sind richtig. Zum Selbstmord wird man schwerlich verführt. Aber dennoch kann es nie ganz gleichgültig seyn, was für Meynungen über diesen Punkt der Mensch bey sich festgesetzt hat; ob solche, die die Leidenschaft begünstigen, oder solche, die sich ihr entgegensetzen, und sie, wo nicht ersticken, doch aufhalten. Und wenn dieses ist, so war es freylich Unrecht, die spitzfindigsten Scheingründe für die That mit aller Stärke der Beredsamkeit

vorzutragen, indeß die wahren Gründe da**wider** übergangen oder ungeschickt verfochten wurden. Jede That ist aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten; aus dem einen, wenn sie begangen worden ist; aus dem andern, wenn sie begangen werden soll. Beyde Gesichtspunkte sind wichtig. Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt, wer mir die Fehlschlüsse, die irrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist: der verdient meinen aufrichtigsten Dank; denn er befördert meine Kenntniß des Menschen, meine Liebe des Menschen, meine Duldsamkeit, meine Klugheit. Aber nie muß er dabey den andern Gesichtspunkt vergessen; das heißt, er muß mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse, die irrigen Begriffe als irrig, die falschen Gründe als falsch, und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als

wirklich verwerflich zeigen. Dieses nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben, ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werthers machen kann, und gegen den er sich vielleicht am wenigsten rechtfertigen ließe. — —

V.

Drittes Stück.

Die Höle auf Antiparos.

Herr von Millwitz war einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in Liefland. Da er sich den Wissenschaften mit eben so viel Fleiß, als Talenten gewidmet hatte, so war er ein Mann von ausnehmender Geschicklichkeit geworden: gleichwohl war er in jedem Ansuchen um eine bürgerliche Bedienung unglücklich. Er faßte endlich, theils aus Unmuth, theils um sich zu empfehlen, einen kurzen Entschluß, und nahm Dienste auf der russischen Flotte, die eben damals in den Archipelagus segeln wollte. Dieser Entschluß kostete ihn um so weniger, da er bey großem natürlichen Muthe ein brennendes Verlangen hatte, die Welt zu sehen.

Seine unaufhörliche Unpäßlichkeit und der Rath der Aerzte, die ihm die Seeluft nicht zuträglich fanden, nöthigten ihn bald, wieder umzukehren. Er gieng auf seine Güter nach Liefland, und besuchte hier oft den Baron v. B**, dessen Rittersitz nur einige Meilen von dem seinigen lag. Das Bedürfniß des Umgangs machte zwey Menschen auf dem Lande zu Freunden, die es in einer Hauptstadt nie würden geworden seyn.

Einst, da Millwitz zu dem Baron unvermuthet hereintrat, warf dieser, im Entgegeneilen, ein Buch aus der Hand, worinn er eben gelesen hatte. — Etwas Neues? fragte ihn Millwitz, der jetzt auf die Lektüre um so begieriger war, da es ihm an allem guten Umgange fehlte.

Neu oder alt! Wie Sie wollen! — für mich freylich noch neu; aber für einen so großen Leser, wie Sie, vermuthlich schon alt. — Eben wollte es Millwitz aufheben, als

es der Baron ihm mit einer lustigen Miene wegriß, und ihn mit vieler Selbstzufriedenheit fragte, für was für ein Buch ers wohl hielte?

Ich wette, Baron, daß es ein verliebter Roman ist.

Ey denkt doch! Weil ich es lese. — Aber, mein Herr Gelehrter; dasmal irren Sie sich. Rathen Sie besser!

Eine Reisebeschreibung? — und schon wollte Millwitz begierig zugreifen — oder wohl gar — — Doch nein! Das darf man bey Ihnen wohl nicht erwarten.

Was nicht? Was darf man bey mir nicht erwarten? — Sie bilden sich doch nicht ein, daß Sie der einzige denkende Mann hier in Liefland sind?

Das wäre sehr unverschämt. Ich bin ja bey Ihnen.

Spötterey! Spötterey! Ich verstehe. — Aber, was man nicht ist, kann man werden, und ich dächte immer, ich wäre auf gutem

Wege dazu. — Philosophie, Freund! Philosophie! — indem er ihm das Buch mit triumphirender Miene vorhielt — Und das wahrhaftig nicht von der Oberfläche! Aus der tiefsten Metaphysik!

Wie! Das sollte mir leid thun, Baron. Das wäre ein Zeichen vor Ihrem Tode. — Er nahm es ihm ab, und erstaunte nicht wenig, als es das berufne Systema de la nature war.

Ist es möglich? Sie lesen ein Werk, wie dieses?

Also kennen Sies schon? —

Von Livorno her! Ein Engelländer lieh es mir, da ich krank war.

Nun? fanden Sies denn nicht wirklich vortreflich?

Vortreflich! Ein Buch von solchen Grundsätzen vortreflich!

Ich meyne, in der Schreibart, im Vortrag.

Was thut der Vortrag, Baron? -- Ein Gift, das durch seine Süßigkeit den Geschmack reizt, ist nicht weniger Gift, und man muß nur um desto mehr dafür warnen. — In aller Welt! Wie sind Sie auf dieses Buch verfallen?

Wie? — Sehr natürlich! — Man machte viel Aufhebens davon. Ich fragte von ohngefähr darnach, und da war's nicht zu haben. Das machte mich hitzig darauf. — Endlich, da es sich fand, ließ man michs theuer bezahlen. Es kostet mich, wie es da ist, sechs Rubel.

Nun, beym Himmel, Baron! Ich wollte, Sie hätten Ihre sechs Rubel einem Armen, oder — — hätten sie einem Mägdchen gegeben. Eins ist nicht so schlimm, als das andre.

Pfuy, Millwitz! Pfuy! Sie reden ja, wie ein Pfaffe — und — machens auch, wie ein Pfaffe. — Erst genießen die Herren selbst,

und nachher, wenn wir armen Layen nun auch genießen wollen, sind wir verdammt. — Warum denn nicht lesen? Haben doch Sie es gelesen!

Guter Baron! Ich und Sie, ist ein Unterschied. — Hätt ich nie trockne deutsche Metaphysik gelesen, so würd ich mich vor der beredten französischen fürchten. — Sagen Sie mir: Wie konnten Sie bey Ihrem Abscheu vor aller Anstrengung, bey Ihrer Unfähigkeit zu allem tieferem Nachdenken, bey Ihrem gänzlichen Mangel an allen den Kenntnissen, die so ein Buch voraussetzt: wie konnten Sie auf den Gedanken kommen — —

Je nun — die Wahrheit zu sagen, — man sitzt in Gesellschaft von euch Herren immer da, wie ein Oelgötze. Man muß doch einmal mitsprechen können.

Mitsprechen, Baron! — Für das, was Sie aus diesem Buche mitsprechen können, wäre Zuhören besser. — Und leider! — auf Gegenstände dieser Art fällt die Rede so selten.

So muß man sie darauf bringen, zum Henker!

Um sich ein Ansehn zu geben! Nicht wahr?

Nun ja! Warum nicht? — Sie stellen sich, als ob ich Wunder was für Gefahr liefe. Ich sehe da keine. — Man amüsirt sich, man liest, man denkt nach — —

Wenn man kann, guter Baron. — Und wenn mans nicht recht kann; so wird man ungewiß, läßt sich hinreißen, giebt Beyfall; verliert seinen Glauben an Gott, seine Beruhigung, seine Tugend vielleicht — und das alles ist Kleinigkeit. Nicht? — — Hören Sie, Freund! Das Feuer in Ihrem Kamine will ausgehn, und mich friert hier bey Ihnen. Ich dächte, wir vermehrten die Flamme.

Wetter! schrie der Baron, der noch zu rechter Zeit zugriff; sind Sie bey Sinnen? — Verzeihen Sie, Millwitz! — indem er sich ein wenig wieder erholte — aber man heizt eben nicht mit sechs Rubeln, wenn mans mit

einer Kupiecke kann; und das Buch — das Buch ist nun einmal mein! Ich wills lesen —

Zu Ihrem Verderben vielleicht!

Ach Possen! Possen! — Gesetzt nun auch, ich werde ein Atheist; was ists mehr? — Wenn ichs bin, so lasse ich meinen Pfarrer rufen; der widerlegt mich aus Gottes Wort, und ich werde wieder zum Christen. — — Kommen Sie! Kommen Sie! — Wir setzen uns hier an den Kamin; ich mache Ihnen, weil Sie doch frostig sind, Feuer: und friert Sie dann noch — nun gut! — Er klingelte, und befahl eine Flasche Burgunder.

O liebster Freund! fieng er dann wieder mit einem Seufzer an; Sie sind gereist; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitgieng! — Tausendmal habe ichs schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzehlt haben — die ganze Zeit ists mir nicht aus dem Sinne gekommen. Ihre

ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, bester Millwitz! Noch mehr solche Geschichtchen! Noch mehr!

Aber ich weiß keine mehr.

Ey was? Sie müssen noch wissen. — Da! Frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dächte ich, sähen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? —

Gewesen, Baron! — als noch Freyheit und Wissenschaft darinn wohnten. — Aber auch jetzt — — Doch was soll ich Ihnen erzehlen, da wir gar nicht hineingekommen? —

Nicht hineingekommen! Sie haben doch etwas gesehen.

Nicht viel mehr, als die Inseln.

Nun? Und die Inseln? — indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückte, und sich begierig hinüberbeugte.

Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — —

Ach, die Menschen! die Menschen! — die werden den Kopf oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas anders, Freund! etwas anders! So etwas, wie jüngst! von Attaquen, von Meerstrudeln, von feuerspeyenden Bergen! So etwas, das grauen macht! In der Welt hör ich nichts lieber.

Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich; ich wüßte doch etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört?

Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel!

Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komm ich zu spät. Denn so werden Sie auch schon wissen, was die Natur dort für eine Höle gebaut hat.

Eine Höle? Hat die Natur dort eine Höle gebaut? — Nein, bey meiner Seele! Davon weiß ich noch nichts. — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? — Gütiger Gott! Was erfährt ein Landjunker Neues?

Nun, nun, Baron! So gar neu ist nun diese Neuigkeit eben nicht. — Millwitz fieng hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte und mit Inschriften versehene, Höle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Nointel und nachher Tournefort mit so viel Gefahr hinabstiegen. Der Baron

horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller der Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenstergeschichtchen seiner Amme mochte gehorcht haben.

Nun, Millwitz: Nun? —

Der Boden, auf dem wir giengen, ward nun immer abschüßiger und abschüßiger. Endlich kamen wir an ein finstres Loch, wodurch wir nicht anders, als gebückt und bey dem Scheine der Fackeln, kommen konnten. — Bereiten Sie sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann.

Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereitet. Er saß mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren.

Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich ge-

nug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweyte, in die wir halbliegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven, als ich, würde durch Einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen und die ich so nahe vorbeymußte, drehend geworden seyn, und gelegen haben.

Der Baron hielt die Hand vor die Augen. —

Und was meynen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig, wie Eis, und also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinankletterten — freylich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken.

Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder.

Was ist Ihnen, Baron? —

Nichts, Millwitz! Nichts! — Bloß mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdam-

men, lag ich nicht in Gedanken schon unten! — Nur weiter!

Ich rutschte hierauf, mit etwas weniger Gefahr, weiter fort; aber da ich nun eben glaubte, sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich unfehlbar den Hals gebrochen. —

Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Oden an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. —

Wir fanden ein Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bey dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende mit uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hangen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich endlich zu meinem größten Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte.

Endlich! — Nun, Gott sey gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte?

Je nun — Sie war denn doch immer ganz artig.

Aber zum Henker! Was gab es denn mitzunehmen?

Wie Sie fragen! — Gar nichts!

Gar nichts? — mit einem Ton der Verwunderung. — Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus?

Ich muß doch! Sonst tränk ich hier schwerlich Burgunder.

Nun, das ist wahr! das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? wie da?

So hätt ich mir einen Arzt rufen lassen.

Ja, der würde Ihnen nachkriechen, zum Teufel! Es mag auf Antiparos trefliche Aerzte geben. — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber gebrochen hätten? In so einer Tiefe!

Millwitz lachte. — Ueber die große Gefahr! — Gleichwohl, Baron; — beym Wie-

derherauffsteigen giengs ärger, als beym Hinuntersteigen. Da hätte Rath dazu werden können. — — Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigen Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen hintenaus; doch war dieß alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter wiederfuhr — Sie erinnern sich doch? — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — —

Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch, mit zusammengebissenen Lippen und zurückgehaltenem Oden, ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt — —.

Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an den obern nicht noch gehalten hätte — —

Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beym Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz

lachte, fuhr noch eine Zeitlang fort, und endigte dann seine Erzehlung mit den Worten: Ich bin oben, mein Freund.

Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und stürzte fast, vor Freuden, den Tisch übern Haufen.

Sind Sie? Sind Sie wirklich wieder oben? — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sey Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O, bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdische Klüfte! — Bleiben Sie oben, Freund! oben! —

Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron!

Ja, beym Himmel! Ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe: und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höle stiegen? In ein Loch, worinn Sie alles verlieren und nichts gewinnen konnten! — Welcher Teufel mußte Sie denn hineinführen?

Die Neugier, Baron. — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen — —

Aber nicht mit so viel Gefahr! — Sehen Sie sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos!

Es giebt ein Ansehen. Man schließt auf Herz, lieber Baron. — Und was ists denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — —

Und bricht den Hals! — Weiter nichts!

Also, Baron — wenn Sie wären zugegen gewesen; Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? —

Ich Sie? Bey den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er stand auf und gab ihm die Hand. Ja, beym Himmel, Millwitz! Und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen! Bey den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Wahrhaftig? — Dann muß ich mich schämen, daß Sie mehr Liebe gegen mich hätten beweisen wollen, als ich gegen Sie. — Sie haben einen schwachen Kopf, wie Sie sagten?

Den hab ich! Warum?

Sie haben Anwandlungen von Schwindel?

Dann und wann! — Es erinnert mich meiner Jugendsünden.

Nun gut! — Und wenn ich mich mit Ihnen schießen sollte, Baron! — Er stand auf, kam zurück, und das Systeme de la Nature lag im Feuer.

Der Baron war zu sehr erstaunt, als daß er sich sogleich hätte fassen können. Endlich griff er in die Flamme; aber zu spät. Das Buch war schon zur Hälfte verzehrt. — Herr! fieng er darauf nach einigem Stillschweigen und voll Erbitterung an: Lehrt Sie das ein guter Geist oder der Teufel? —

Der Geist der Freundschaft, Baron, ist ein guter Geist. Sie waren für meine Erhaltung

besorgt; es ist Pflicht, daß ichs für die Ihrige sey.

Was wollen Sie aber? — Sie in ihrer verdammten Höle konnten den Hals brechen: und ich — —

Und Sie? — Sie konnten noch weit etwas Aergers. — Zweifelmüthig an einem Gott und einer Vorsehung werden; einer Tugend, die ohnedieß schon auf schwachen Füßen steht — verzeihen Sie, Freund! noch vollends alle Festigkeit nehmen; die Gründe seiner Beruhigung im Unglücke und im Tode verlieren; kurz, alles verlieren, was für ein denkendes und hinfälliges Geschöpf, wie der Mensch, das Größte und Wichtigste ist; — das, Baron — das nenne ich mehr, als den Hals brechen! —

Sie schwärmen. Verlier ichs denn schon? —

Sie könnten's verlieren. Sie klagten über Schwachheiten des Kopfs, über Schwindel. — Für so einen Kopf ist das Systeme de

la Nature nicht geschrieben. Es verlangt feste Nerven und einen dreisten Blick in die Tiefe. Wem der fehlt, der möchte so leicht nicht wieder herauskommen. — — Der Fall hat viel Aehnlichs, Baron. In meiner Höle, wie Sie sagten, war nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren: In den Spekulationen dieses Buchs ist für Sie auch nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren. — — Und um die Aehnlichkeit auch bis auf den Scherz auszudehnen: Kein Arzt, glauben Sie, würde mir nachgekrochen seyn, mir zu helfen: und Ihnen Ihr Pfarrer? — Ah der ehrliche Mann! — Der würde Ihre verunglückte Seele Gott befehlen, vor Ihrer Höle ein Kreuz schlagen, nnd gehn, daß er fortkäme. —

Der Baron mußte nachdenkend geworden seyn, denn er blieb ernsthaft, ob es gleich über sein Lieblingsthema, den Pfarrer, hergieng. — Herr von Millwitz reichte ihm mit aller Wärme der Freundschaft die Hand;

Sie erkennen, daß ich Sie liebe? —

Mein Freund! — und die Thränen standen dem Baron in den Augen. —

Nun, so hören Sie mich! Sie beschworen mich mit der edelsten Hitze, nie wieder in eine Höle zu steigen, und hier meine Hand! Ich will folgen. — Aber nun muß ich auch Sie beschweren: Bemengen Sie sich nie wieder mit Büchern, die Gott und Vorsehung vom Throne stürzen. Bleiben Sie immer, statt sich in jene trüben Dunkelheiten zu vertiefen, an dem hellen Tageslicht des allgemeinen Menschenverstandes, und statt sich an einem morschen Seil über Abgründen hinzuhängen, auf dem festen, sichern Boden der Empfindung und des Gewissens!

Der Baron umarmte ihn, und versprach es. — Aber, fuhr er fort; meine besten Jahre hab ich nun einmal verträumt. Ich bin ein Dummkopf, — indem er sich vor die Stirne schlug — und es ärgert mich, daß ichs bin! Soll ich denn immerfort einer bleiben? —

Sie sollen lesen, Baron. — Es giebt der Kenntnisse viel, die einen achtungswürdigen Mann machen; aber freylich ist die eine mehr, als die andere werth. — Ihre Begierde nach Wissenschaft, wenn es wirklich diese Begierde war, hat keine üble Richtung genommen, und es ist meine Pflicht, daß ich Sie unterstütze.

Er schickte ihm den Tag darauf den Reimarus.

Viertes Stück.

Ueber die verhältnißmäßige Größe des Menschen.

Die Natur handelt in allen ihren Einrichtungen mit der bewundernswürdigsten Weisheit. An jeder Pflanze, an jedem Thiere stimmt alles auf das wunderbarste zusammen; alle Kräfte, Neigungen, eingepflanzte Fertigkeiten, Proportionen, Verhältnisse. Die Naturgeschichte ist ein unendliches Studium; aber auch die Geschichte jedes einzelnen Naturprodukts würde, wenn wir Sinne und Erfahrung genug hätten, nicht weniger unendlich seyn. — Ich liebe sehr die Frage von den Endursachen, und bringe sie gerne bey jeder Erscheinung, jeder Eigenschaft an, die ich an einem Dinge gewahr werde. Kann ich sie in dem einen Falle

nicht beantworten, so kann ich es doch in dem andern; kann ich es nicht vollständig, so kann ich es doch zum Theil: und das Aufsuchen einer solchen Antwort ist allemal eine ausnehmend nützliche Uebung des Scharfsinns.

Jede Gattung von Dingen hat ihr eigenes Maaß der Größe; jede Pflanze, jede Thierart: und auch dieses eigene Maaß der Größe, wenn wir es mit den bekannten Absichten und Kräften und Eigenschaften jeder Gattung zusammenhielten, würde uns mit der größten Weisheit gewählt dünken. So viel ich mich erinnre, ist mir noch keine specielle Untersuchung dieser Art vorgekommen. Ich will mit dem Menschen einen kleinen Versuch machen.

Auch der Mensch hat sein eigenes bestimmtes Maaß von Größe: Riese und Zwerg gehören zu den seltenen Anomalien in der Natur; und doch ist auch ein Riese weder so ausnehmend viel größer, noch ein Zwerg so ausnehmend viel kleiner, als der gewöhnliche

Mensch. Vielleicht wünschte der Mensch seinen Körper größer; und da er einmal König der Thiere ist, möchte er ihnen auch sämmtlich an körperlichem Umfange und Kräften eben so überlegen seyn, als an Einsicht und Klugheit. Gut! Der Mensch habe also die Größe des Elephanten. Nun scheinen ihm allerdings einige Vortheile zuzuwachsen, die er bey seiner jetzigen Kleinheit entbehrt: aber sollt' er dagegen nicht andre verlieren, die noch wichtiger wären? — Betrachten wir den Menschen einzeln, so verliert er vielleicht unendlich an Feinheit der Sinne, die jetzt auch die kleinern Gegenstände, die schwächern Nüancen unterscheiden; mithin entgeht ihm ein sehr wichtiger Theil von dem Gebiet seiner Erkenntniß. In so ferne wäre also schon diese übermäßige Größe wider die Bestimmung seiner Natur. So wie er jetzt ist, steht er zwischen den größern und kleinern Geschöpfen mitten inne, und kann mit seinem Geist nach allen

Seiten hin wirken; kann das Kleine und das Große, das Zarte und das Grobe gleich gut erkennen. Der übrigen Vortheile, die der Körper bey allzustarken ungelenken Gliedern entbehrt, und die auch für den Geist zu seinen Absichten und Wirkungen so wichtig sind, zu geschweigen. — Betrachten wir das ganze Menschengeschlecht: so sehen wir, daß bey diesem Maaß von Größe weit weniger vernünftige Wesen würden existiren können. Des Kleinen ist immer mehr, als des Großen; das finden wir durch alle Reiche der Natur bestätigt. Der Kräuter sind mehr, als der Bäume; der Kiesel mehr, als der Felsen; der Kaninchen mehr als der Elephanten; der Krähen mehr als der Adler Und dieses Gesetz ist nicht bloß willkührlich; es ist in der Natur der Dinge selbst gegründet. Das eine erfoderf mehr Raum, als das andre; das eine mehr Nahrung, als das andre. Wo also jetzt tausend Menschen leben, würden alsdann keine hun-

derte leben. Das heißt, wo tausend Menschen glücklich sind, würden keine hunderte glücklich seyn. Und wie fehlerhaft müßte uns nicht diese Einrichtung der Natur dünken, da Glückseligkeit überhaupt der ganze Zweck der Schöpfung, und Glückseligkeit desjenigen Wesens, das ihrer am fähigsten ist, weil es die vorzüglichsten Kräfte hat, oder mit einem Worte, Glückseligkeit des denkenden Menschen unter allen übrigen Zwecken der höchste ist?—

Wir wollen das andre Aeußerste setzen: der Mensch soll so klein seyn, als eine Ameise. Nun scheint ein ausnehmender Vortheil für das ganze Geschlecht zu erwachsen; denn wo jetzt hunderte leben, könnten dann Myriaden leben. Auch für jeden Menschen, einzeln betrachtet, scheint diese Einrichtung von einer gewissen Seite vortheilhaft; seine Sinne würden ohne Zweifel feiner, durchdringender seyn können. Aber, frage ich sogleich; würde alsdann der Mensch noch gleich geschickt seyn, die

größern Gegenstände zu fassen? das Ganze der Schöpfung zu übersehen? die Verbindung aller ihrer Theile, der größern und der kleinern, zu überdenken? Würd er, wie jetzt, über Meer und Gebirge, in alle Gegenden der Erde hin können? Ich behaupte abermals, daß die mittlere Proportion für die Ausbildung und die ganze Natur seines Geistes die vortheilhafteste sey. Man bemerke zugleich, daß bey einer solchen Kleinheit, wie ich hier angenommen, der Mensch seine Herrschaft über die Thiere, das Vorrecht des vernünftigen Wesens, durchaus verlieren würde. Bey seiner jetzigen Größe kann er alles unter sich bringen, das Große sowohl als das Kleine; das Letztere kann er fassen, weil seine körperlichen Werkzeuge nicht zu grob, seine Glieder nicht zu ungelenk sind; das Erstere kann er, wenn natürliche Hülfsmittel nicht zureichen, oder deutlicher, wenn er, Kraft gegen Kraft gesetzt, verlieren würde, durch künstliche Mittel bändi-

gen, oder doch wenigstens sich dagegen schützen. Dieses könnte er nicht, wenn er die Größe einer Ameise hätte. Alles, was ein solch Geschöpfchen, oder eine ganze Legion solcher Geschöpfchen zu Stande bringen könnte, würde ein einziger Huftritt des Rosses, ein einziger Griff der Löwenklaue vernichten. Jetzt kann er Stricke bereiten, die kein Löwe zerreißt; Gruben, über die keiner hinwegsetzt. Kurz, der Mensch wäre, als Ameise, so wenig Herr der Thiere, daß er ihrer Gewalt ohne Hülfe unterworfen wäre. — Diese Betrachtungen ließen sich noch viel weiter fortsetzen. Man sieht also, daß wenn das Menschengeschlecht, bey einer solchen Kleinheit, an Zahl und Ausbreitung unendlich gewönne, es dagegen an seinen wichtigsten Vortheilen und Vorrechten unendlich verlieren würde.

Ich habe zweymal das Aeußerste angenommen; die Größe des Elephanten und die Kleinheit der Ameise. Betrachtungen dieser Art

werden auf keine andre, als diese Weise, evident. Man gehe nun von den beyden äußersten Enden aus, erweitre die Vortheile und entferne die Nachtheile; so wird man eben auf dasjenige Maaß der Größe treffen, was nach der wirklichen Einrichtung der Natur dem Menschengeschlechte eigen ist.

Fünftes Stück.

Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mässigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen. Dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzehlte gern allerhand keine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwey und zwey zusammengehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ey, fieng der alte Witt an und schmunzelte; wär ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagts, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde — —

Je nun, wenn er das werden will; das ist leicht. — Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till! Und muß es denn anders machen, wie die.

Als zum Exempel? —

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus; ein dürres, grämliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen; das that er noch weniger: immer guckt er ganz finster in sich herein. — Wie meynt er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja warum nicht gar? Einen Narren! — Huy, dacht ich da bey mir selbst; — denn der Titel stand mir nicht an; — wie der Herr Veit muß mans nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hinein sehen; das taugt nicht: Sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfuy! Sprich du lieber mit andern! — Nun was dünkt Ihm, Herr Till? Hatt' ich da Recht? —

Ey ja wohl! Allerdings!

Aber ich weiß nicht. So ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein andrer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink; der gukte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hätte, immer die Reihe herum: und den, Herr Till — wie meynt Er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beynahe! Sie hießen ihn auch einen Narren: — Huy, dacht ich da wieder; das ist

doch drolligt! Wie mußt du's denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz, wie der Herr Veit, noch ganz, wie der Herr Flink. Erst siehst du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtlich in dich hinein, wie der andre. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht Er, Herr Till: So hab ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ey was? fieng der alte Witt an und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; Er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig leg ich die Hände lieber gar in den Schooß und bleibe zu Hause. —

Ach nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehn muß Er immer darnach, aber sich nur hübsch in Acht nehmen, wie Er's Gesicht trägt.

Was? Wie ich's Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! Wie Er's Gesicht trägt. Ich will's Ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute; so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren: und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik; damals noch ein blutjunger Rathsherr: der rannte, mit von sich geworfnen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach das Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ey die alte Lehre! Du sollst die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja sieht Er? Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam noch ein

andrer gegangen; das war der Stadtpoete, Herr Schall: der mußte entweder Verse oder Haussorgen im Kopfe haben; denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckt in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank, und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt Er nun wohl, was ich meyne, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meynen, so hübsch in der Mitte. —

Ja freylich! daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beyden Seiten umherwirft: so kömmt man in der Welt schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fieng er an, wird dabey nicht herauskommen; das seh ich vorher: aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel, meynt Er denn wohl, lieber Herr Wills, daß Er braucht? —

Ach nicht viel! Eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa. —

Wenn's nicht mehr ist; die will ich Ihm geben. Recht gern! — Und damit Er sieht, daß ich Ihm gut bin, so will ich Ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt? Obendrein! —

Es ist nichts. Es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte hier in meiner Jugend einen

Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen: der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt; die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ey, das wäre! Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bey dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein funfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredte: Nun, Herr Grell? Sie haben ja auch bey dem Bankerutte verloren? — Ach, was? sagte er wieder. Es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber wie gesagt! Die einzige verdammte Redensart hob ihn glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das Er wollte?

Ich? — ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht! Mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte da noch einen andern Nachbar; das war der Kornhändler, Herr Tomm: der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt Ihm dazu? —

Ey, ums Himmelswillen! Die mögt ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bey dem Handel verdient? — Ach viel Geld! fieng er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredte: was ist Ihnen? Warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach! sagte er wieder; ich habe viel Geld verloren, viel Geld! Ganzer funfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf, mit Hinterge-

bäude und Waarenlager — Nun, Herr Wills:
Welche Redensart gefällt Ihm nun besser?

Ey, das versteht sich. Die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagt auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hätt er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen der doppelten Redensart mitten inne wohnte; ich habe mir beyde gemerkt: und da sprech ich nun, nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bey meiner Seele! Ich halt's mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefällt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld! Viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht Er, Herr Wills? Er wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freund borgt, so muß man sprechen, wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen, wie der Herr Grell.

Sechstes Stück.

Die Eiche und die Eichel. *)

Nicht lange nach der Herausgabe des Buchs, worinn Herr Dutems die sämmtlichen Entdeckungen der neuern Weltweisen schon in den Alten fand, besuchte er seinen Freund, den Marchese Gemelli, auf dessen unweit Turin gelegenen Landgute. Er traf ihn im Park, und das Gespräch fiel, sogleich nach den ersten

*) Plato schrieb Sokratische Gespräche, noch bey Lebzeiten des Sokrates. „Was hat dieser junge Mensch mich nicht alles plaudern lassen! sagte ein Sokrates, da er eins dieser Gespräche — las oder hörte; ich weiß nicht. — Wenn Herr Dutems diesen Aufsatz sehen und das Nämliche sagen sollte, so mag der Verfasser es haben. Das wird er schwerlich zu ihm sagen: Du bist nicht Plato; denn er würde sich der Antwort aussetzen: Du bist nicht Sokrates.

Bewillkommungen, auf das Buch des Herrn Dutems.

In der That, Herr Dutems; ich bin mit Ihnen mehr, als mit Ihren Vorgängern, zufrieden. Es fehlte fast allen, die sich an diese Untersuchung wagten, an hinlänglicher Einsicht und Unpartheylichkeit. — Wer die Alten genugsam kannte, der kannte die Neuern zu wenig; wer mit den Neuern vertraut war, der war es nicht mit den Alten. Jener wollte sich für seine gelehrten Nachtwachen durch den unmäßigen Werth belohnen, den er den Gegenständen seines Fleißes gab: dieser wollte sich, wegen seines Mangels an Gelehrsamkeit, eben durch seine Verachtung der Alten, rechtfertigen. — Sie wissen, wie das ist, liebster Freund. Man ergötzt sich über das, was man hat, durch den Werth, den man ihm giebt, und tröstet sich über das, was man nicht hat, durch den eingebildeten Unwerth. —

Sie glauben also, daß ich beyde Abwege vermieden habe? —

So ziemlich!

Daß ich gleiche Unpartheylichkeit gegen Alte und Neue bewiesen?

Gleiche wohl nicht. Aber doch mehr, als andre, Herr Dutems. — Auch vereinigten Sie mehr, als andre, jene zwiefache Kenntniß, die zu so einer Vergleichung nothwendig ist.

Sie schmeicheln mir sehr, Herr Marchese. — Aber wenn ich Sie kenne, so ist eben Ihr Lob schon die Vorbereitung zu Ihrem Tadel. — Lassen Sie weiter hören!

Etwas hätte ich in der That zu erinnern.

Das ist? — —

Treten Sie zu mir, Herr Dutems! Betrachten Sie mir jene herrliche Eiche, die schönste und größeste dieser Gegend! — Wie weit hat sie ihre Wurzeln verbreitet! Wie tief in den Boden geschlagen! — Der Orkan kann sie nicht stürzen, ohne das ganze Land umher aufzuwühlen. — Und welch ein Stamm! welche Pracht ihrer Krone! Wie herrlich sie

ihre Zweige umherträgt! Wie viel Land sie beschattet! — — Nicht wahr? Sie sind entzückt über den Anblick?

Ich bin verlegen über die Antwort. Wie gehört das hieher, Herr Marchese?

Betrachten Sie mir jetzt diese Eichel! — Unläugbar schließt sie doch die ganze Anlage zu einem gleich herrlichen Baume in sich? enthält doch, in ihrer kleinen unentwickelten Pflanze, alle Hauptheile der Eiche? —

Allerdings! — Aber weiter?

Ich frage Sie nun: Ist darum die Eichel eins mit der Eiche? Ist dieses hingestreute, dem Zufall überlaßne, vielleicht zum Vermodern bestimmte Saamenkorn, das dem Auge noch keinen Anblick, dem Müden noch keinen Schatten, den Vögeln des Himmels noch keine Freystadt giebt: ist es jenem prächtigen, tiefgewurzelten, weit umher schattenden Baum zu vergleichen, der aus der unansehnlichen Eichel hervorkeimte, und langsam, in ganzen

Jahrhunderten, zu dieser Höhe, dieser Stärke und Majestät emporwuchs?

Aber wer behauptet das auch? —

Sie, mein Freund! Sie!

Und wo? —

Eben in dem Werke, von dem wir sprachen. — Der erste Keim eines Systems ist Ihnen gleich das System; das erste Element eines Gedankens gleich der Gedanke. — Ob ein Satz von den Alten nur gleichsam gewagt; eine Wahrheit nur von ferne, nur aus Vermuthungsgründen erkannt, ohne alle Bestimmungen hingeworfen, ohne alle Untersuchung ihrer Folgen, ihrer Verbindung mit andern wichtigen Wahrheiten verlassen worden? oder ob sie von den Neuern in ihrem Zusammenhange mit andern Wahrheiten gedacht, in den ersten Begriffen fest gegründet, bis in alle ihre wichtigen Folgen entwickelt worden? — Das alles ist Ihnen eins wie das andre. Sie sehen schon immer in einem einzelnen Gedanken

ein ganzes System, und geben dem alle Ehre, der die erste flüchtige Idee hatte.

Darf ich um Beweis dieser Behauptung bitten? —

Ich habe zu wählen, Herr Dutens. Wenn das, was ich Ihnen vorwerfe, ein Fehler ist, so begehen Sie ihn fast in jedem Kapitel. — Doch ich will diejenige Stelle vorziehn, die mir gleich Anfangs am meisten auffiel. Sie läugnen den Neuern die Erfindung des Systems ab, das seinen Namen vom Kopernikus führt; den Anfang dieses Absatzes machen Sie mit einer ernstlichen Klage über die Eitelkeit der Neuern. Schon Pythagoras, sagen Sie, hielt die Erde für beweglich; er schrieb ihr, weit entfernt sie für den Mittelpunkt der Welt zu halten, einen zirkelförmigen Lauf um das Feuer (die Sonne) zu. Also, schließen Sie, kannte schon Pythagoras das System des Kopernikus. So auch Aristarch von Samos; auch Timäus von Lokris: denn beyde behau-

pteten, daß die Erde beweglich sey, und einen zirkelförmigen Lauf halte.

Die Stellen sind i in den Alten da, Herr Marchese.

Das sind die alle, die Sie uns anführen; — ob ich gleich in manchen etwas ganz anders sehe, als Sie. Auch hier vielleicht in der angeführten Stelle vom Pythagoras.

Aber was ist denn das Wesentliche im System des Kopernikus? Das Erste? — Doch unstreitig die Voraussetzung: daß die Sonne der Mittelpunkt und die Erde beweglich sey.

Das will ich zugeben, Herr Dutems. Aber welcher Unterschied zwischen jenen hingeworfnen, mit Irrthümern vermischten, mehr errathenen als bewiesenen Sätzen, und zwischen dem so richtig bestimmten, so wohl in Ordnung gebrachten, durch so viele zusammenstimmende Beobachtungen festgegründeten Systeme der Neuern! — Ich hoffe, Sie räumen mir diesen Unterschied ein? —

Allerdings, Herr Marchese. Aber bedenken Sie auch, daß von den Werken der Alten so vieles verloren gieng? Daß vielleicht eben in dem, was verloren gieng — —

Genug, Herr Dutems! Bis in diesen Schlupfwinkel kann ich Sie unmöglich verfolgen. — Doch was hilft Ihnen auch, bey unserm jetzigen Streite, dieses so unwiderlegliche, obgleich so unwahrscheinliche Vielleicht? Aus Quellen, die nicht vorhanden sind, haben doch die Neuern nicht schöpfen können? Räumen Sie mir also immer ein, daß jener Unterschied vollkommen so groß ist, wie ich ihn angab! —

Gut dann! Er soll es seyn, Herr Marchese.

Und um mich erkenntlich zu zeigen; so sollen Sie wieder in allem Recht haben, was Sie behaupten. — Die Alten sollen sich selbst so verstanden haben, wie Sie sie verstehen; die angeführten Stellen sollen wirklich die Quellen seyn, aus welchen die Neuern schöpften: ich frage noch immer: was folgt daraus zum Vor-

theil der Alten? was zum Nachtheil der Neuern? — Und von dieser Seite haben Sie doch wirklich die Sache genommen?

Das thut jedermann, Herr Marchese. Der erste Erfinder hat immer die Ehre.

Verzeihen Sie mir! Wenn das jedermann thut, so hat jedermann Unrecht. Und ein Philosoph sollte nie etwas aus dem Grunde thun, weil es jedermann thut.

Also schätzen Sie Genie nicht höher, als Fleiß? —

Allerdings schätze ichs höher.

Und ist denn nicht Erfinden das Werk des Genies? Ausbilden das Werk des Fleißes?

Da liegt der Fehler. Sie haben mir einen zu engen Begriff von dem Erfinder.

Dürfte ich um den ihrigen bitten? —

Sie sagen so, liebster Freund: Diese Eichel schließt die ganze Anlage der Eiche in sich. Die Eiche ist nichts, als die Entwickelung dieser Eichel.

Nun ja! Werden Sie anders sagen? —

Nein! Aber fortfahren werd' ich: diese Eichel ist wiederum nichts, als die Entwickelung eines frühern Urstoffs. Die Natur war nichts thätiger, da sie die Eichel aus ihrem Urstoffe, als da sie die Eiche aus der Eichel entwickelte; die Elemente mußten ihre ganze Kraft zu dem letzten Endzwecke, wie zu dem ersten, vereinigen. Luft und Erde, und Feuer und Wasser mußten das einemal so wirksam seyn, wie das andere mal. Die Natur hat von der einen Wirkung so viel Ehre, als von der andern.

Aber wer nun den ersten Urstoff hergab —

Verzeihen Sie! Das war nicht die Natur; das war Gott. — Die Natur kann nur entwickeln, aber Gott hat geschaffen.

Und die Anwendung auf unsern Streit? —

Die ist so leicht, sollt' ich meynen. — Die Gegenstände der Philosophie waren von jeher vorhanden. Die Keime aller philosophischen

Wahrheiten lagen in jeder menschlichen Seele. — Was der denkende Geist von jeher gethan hat und thun konnte, bestand bloß in der Entwickelung dieser Keime, in der Aufklärung, Auseinandersetzung, mannichfaltigen Verbindung und Trennung der Ideen. Es ist eben die Kraft, die eine dunkle Idee zur ersten Klarheit, und die sie zur Deutlichkeit, zur Vollständigkeit bringt. Ich denke, das werden Sie mir einräumen, Herr Dutems.

Eben die Kraft; allerdings! Aber ich frage noch immer: in welchem Fall ist mehr Anstrengung der Kraft?

Und glauben Sie denn, daß sich diese Frage so im Allgemeinen beantworten läßt? — Es kommt alles auf die Beschaffenheit der Idee, auf die Fassung des Geistes, auf die schon vorhergegangenen Entwickelungen anderer Ideen an, die die jetzige mehr oder weniger erleichtern. — Die erste Idee haben; heißt oft nichts: sie schätzen, verfolgen, ausbilden, oft

alles. — Sie bewundern den Shakespear, Herr Dutems?

Wie billig! —

Aber nach Ihren Grundsätzen müßten Sie meine Landsleute mehr, als den Ihrigen, bewundern. Shakespear hat viele seiner vortreflichsten Stücke aus italiänischen Novellen geschöpft, die nichts weniger als vortreflich waren. Sagen Sie mir: wollten Sie wohl den ganzen Reichthum von Gemälden, von Charakterschilderungen, von eignen, fruchtbaren, erstaunenswürdigen Gedanken, die er aus der Fülle seines originellen Genies hinzuthat, wollten Sie wohl die ganze Ausbildung, die er dem ersten unbedeutenden Stoff gab, geringer achten, als diesen Stoff? Den Geist, den er der todten Materie einhauchte, geringer, als die Materie? Shakespear geringer, als den Novellenschreiber? —

Aber ein Dichter und ein Philosoph, Herr Marchese —

Mögen so verschieden seyn, als sie wollen: in unserm Fall sind sie's nicht. — Wenn bey einem Alten eine nur halbe schwebende Idee, oft kaum kenntlich, unter der dichten Hülle einer Metapher verborgen lag; der Neuere sie auffaßte, richtig bestimmte, in vollem Lichte vortrug; wenn jener eine Wahrheit nur ganz dunkel in einem einzelnen Falle dachte; der Neuere sie von den einzelnen Fällen rein absonderte, und in voller Allgemeinheit zum Grundsatz eines Systems erhob; wenn ein Alter eine gewagte Lehrmeynung aus ganz falschen Gründen, durch sophistische Schlußreihen herleitete, ein Neuerer sie aus ihren wahren Erkenntnißgründen durch richtige Schlußketten erwies: wollten Sie da so ganz ohne Bedenken dem Alten vor dem Neuern den Vorzug geben? Sollte nicht, wenigstens dann und wann, der Neuere ein eben so großes, oder größeres Genie seyn, als jener? — — Doch ich sehe, daß ich Ihnen zur Last bin, Herr

Dutems. Wir haben hier reizendere Gegenstände der Unterhaltung vor uns. Erlauben Sie mir, das ich Ihnen in einem oder zwey Briefen mittheile, was ich etwa sonst über Ihr Buch noch gedacht haben kann.

Siebentes Stück.

Erster Brief an Herrn Dutens.

Nur noch Eine Frage, Herr Dutens, die zur Vollendung unsres neulichen Gesprächs gehört, und die sich bloß einem denkenden Kopfe thun läßt! — Sollte es Ihnen nicht oft wiederfahren seyn, daß Sie durch eigenes Nachsinnen auf Ideen, Grundsätze, Hypothesen, Auflösungen gerathen, die Sie nachher, zu Ihrem größten Befremden, schon bey andern gefunden? Wenn das ist; so darf ich um desto dreister die Voraussetzung zurücknehmen: daß die Neuern wirklich alle angegebene Ideen aus den Alten erschöpft haben; und dann fällt auf einmal der große Vorzug der Alten hinweg. — Cartesius, sagen Sie oft, hat die und die Lehre vom Epikur entlehnt,

Locke die und die Wahrheit im Aristoteles gefunden, Leibnitz die und die Idee aus dem Plato genommen: aber wie in aller Welt können Sie das beweisen? Wär' es denn nicht möglich, daß zwey verschiedne Genies, die einerley Seelenkräfte auf einerley Gegenstände anwenden, auch einerley Ideen daraus entwickelten? Oder ist es nicht in manchen Fällen ganz sichtbar, daß jeder zu dem gemeinschaftlichen Resultat auf seinem eignen Wege gekommen? Und hängt nicht oft der ganze Werth, die ganze Fruchtbarkeit einer Idee von dem einzigen Umstande ab: ob sie sich an diese oder jene Gedankenreihe hieng? von diesen oder jenen Gründen das Resultat war? —— Freylich können Sie nun die Alten noch immer Erfinder nennen, aber nur im vorzüglichen, nicht im ausschließenden Verstande; insoferne sie nämlich die ersten waren, die gewisse Ideen hatten oder vortrugen: aber das Verdienst dabey fällt nun weg, und wird

Glück. Leibnitz, Locke, Cartesius stehen nun jenen Alten nicht weiter nach, als insoferne sie später gebohren wurden.

Ich klagte Sie neulich an, Herr Dutems, daß Sie in dem ersten Keim eines Systems sogleich das System, in dem Element eines Gedankens sogleich den Gedanken fänden. Sehen Sie jetzt, wie ich Sie rechtfertige! — Herr Dutems, setze ich voraus, hatte die Werke der Neuern eher, als der Alten, gelesen. In jenen hatte er alles das weiter ausgeführt, näher bestimmt, richtig bewiesen gefunden, was in diesen nur noch roh, dunkel und unbewiesen angegeben war. Er hatte sich durch eine vertraute Bekanntschaft mit den Neuern gewöhnt, zu jedem Begriff seine Bestimmung, zu jedem Satz seine Einschränkung, zu den Folgen die Gründe, und zu den Gründen die Folgen hinzuzudenken. Ihm hatte diese von andern geschehene Entwickelung kein eigenes Nachsinnen, nur Aufmerksamkeit auf den Vor-

trag seiner Lehrer gekostet. Er konnte sich also keiner Mühe und Schwürigkeiten dabey bewußt seyn; vielmehr war es ihm völlig habituell geworden, jede verwirrte Idee zur Deutlichkeit zu erheben, jede irrige zu berichtigen, von den Folgen zu den Gründen, und von den Gründen zu den Folgen mit größter Leichtigkeit auf- und abzusteigen. So unterrichtet und so gewöhnt gieng er an die Werke der Alten; und was war nun natürlicher, als daß er gleich in jeder dunklen Vermuthung die helle Wahrheit, in jeder einzelnen Idee die Reihe hinzugehöriger Ideen, in jeder abgerissenen Trümmer das Gebäude eines Systems; kurz, daß er in der Eichel die Eiche sah, die er gewiß nicht erkannt haben würde, wenn nie eine gewachsen wäre. — Wie? rief noch neulich ein Freund, dem ich von den elektrischen Versuchen Neutons sagte: Neuton keinen Funken gesehen? Ey Sie scherzen. Er fährt ja so sichtbar heraus! —

Ich komme wieder zu Ihrem Buche, Herr Dutems. So lange es bey der eigentlichen Philosophie bleibt, geht es mit Ihrer Erklärungsart noch so ziemlich von statten; aber in Physik, Mathematik und andern ähnlichen Wissenschaften haben die Neuern zu viel Eignes, als daß man so leicht mit ihnen fertig würde. Hier, hätte ich geglaubt, würden Sie den Vorzug derselben offenherzig gestanden, und Ihrem Genie wenigstens eben so viel, als dem Zufall eingeräumt haben: aber einmal hatten Sie sich bey Gelegenheit der philosophischen Materie zum Vortheil der Alten erwärmt, und so riß Sie denn der Enthusiasmus unvermerkt mit sich fort. Der Mensch hat in seiner Natur einen gewissen Trieb zur Vollendung, vermöge dessen er nichts gerne halb läßt. Kömmt er einmal ins Erheben oder Verachten, so kömmt er nicht so leicht wieder heraus. — Um mich nicht in einzelne Kapitel einzulassen; will ich Sie nur an Ihre

Vorrede erinnern. »In der Vergleichung, sagen Sie, die man gemeiniglich über die Verdienste der Alten und der Neuern anstellt, muß man vornehmlich diejenigen Künste nnd Wissenschaften, die vorzüglich eine lange Erfahrung und Ausübung erfordern, wenn sie zur Vollkommenheit gedeihen sollen, von denn unterscheiden, die allein von Genie und Talenten abhangen u. s. w. — — — »Man muß auch das nicht aus der Acht lassen, daß die mehresten der so bewundernswürdigen und nützlichen Entdeckungen, deren sich unser Zeitalter berühmt, als z. B. das Pulver, der Kompaß, die Ferngläser ꝛc. nicht das Werk philosophischer Genies, sondern die Wirkung des bloßen Ohngefährs oder die Versuche unwissender Künstler gewesen sind.«

Der kurze Inhalt dieser ganzen Stelle ist der: Was von langer Erfahrung und Ausübung abhieng; das haben die Neuern immer mehr und mehr erweitert und fast zu dem

höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; was von Genie und Talenten abhieng, das haben die Alten schon alles weggenommen. Also bloß der Fleiß, bloß das Sammeln und Beobachten macht den Vorzug der Neuern aus? Bloß in Botanik und Anatomie und Chirurgie und andern von ihnen angeführten Wissenschaften — die denn doch immer auch Genie erfordern — sind sie weiter gekommen? Sie haben gleichsam nur unter den Augen der Alten nach Maaßgabe der Ideen, die diese alleinige Genies ihnen angegeben, mechanisch fortgearbeitet? Und der Fortgang, den sie in der Schiffahrt, in der Astronomie, in allen Theilen der Physik gemacht, der hienge bloß von der Erfindung des Kompasses, der Ferngläser, der Vergrößerungsgläser und anderer Werkzeuge; diese Erfindung wieder vom Zufalle, und also am Ende alles vom Zufalle ab? — Wahr ist es, der Zufall hat dabey sehr viel gethan, aber doch nimmermehr alles.

Viele der wichtigsten Erfindungen, die uns große Aufschlüsse in der Natur gegeben, sind nichts weniger als zufällige Entdeckungen; es sind wahre, mit Absicht gesuchte Erfindungen gewesen, zu denen aber freylich die Data erst mußten vorhanden seyn: und dann hat auch der Zufall zu jenen glücklichen Entdeckungen nur den Anlaß geliefert, den erst das arbeitende Genie der Entdecker oder derer, die ihre Entdeckungen auffiengen, zu seiner völligen zweckmäßigen Vollkommenheit ausbildete. Eine Ausbildung, die nicht selten die künstlichsten Ideenverbindungen und eine sehr lange Reihe von Reflexionen erforderte. —

Sonach dächte ich immer, Herr Dutens, daß Sie zwar dem Zufalle ließen, was ihm gebührt, aber auch gegen die Verdienste der Neuern gerecht blieben. Wir haben eben so wohl unsere Genies, und haben gewiß eben so große Genies gehabt, als die Alten; auch wäre es in der That sehr sonderbar, wenn es an-

Bayerische Staatsbibliothek München

ders wäre. Warum sollte denn nur die geistige Natur an Kräften erschöpft seyn, da die körperliche noch immer eben so wacker und eben so voll Zeugungskraft ist, als vordem? — Die Neuern haben nicht bloß Erfahrungen angestellt, sie haben auch vortreflich darüber gedacht; sie haben nicht bloß entdeckt, sie haben auch wirklich erfunden; sie haben es in ihren Entdeckungen nicht bloß bey dem bewenden lassen, was der Zufall that; sie haben sie auch mit großem Verstande vervollkommt, mit großem Verstande die Beobachtungen verglichen, mit großem Verstande Grundsätze heraus gezogen und zur Erweiterung und Bereicherung der Wissenschaften angewandt.

Ich bin u. s. f.

Achtes Stück.

Zweyter Brief an Herrn Dutems.

Sie scheinen mich wegen der Erinnerungen, die ich Ihnen entgegengesetzt, einigermaßen im Verdacht zu haben, als ob ich ein Verächter der Alten wäre. Sie thun mir Unrecht, Herr Dutems. Man darf ja denjenigen nicht gleich verachten, den man nicht ganz allein und ausschließungsweise hochachten kann. In der That gehöre ich zu den größten Verehrern der Alten, der ihnen nicht nur viele der Vorzüge und Verdienste, die Sie ihnen beylegen, sondern überdas noch manche andre des Vortrages und des schriftstellerischen Charakters zugesteht, die schon allein zu ihrer eifrigsten Lesung ermuntern müßten. Nur das konnte ich nicht zugeben, daß Sie die Genies des Al-

ten auf eine ungerechte Art, und die zugleich den Muth des Philosophen eher niederschlagen, als zu weiterm Forschen beseelen muß, über alle neuern Genies hinausheben wollten. Der Rangstreit ist, wie überall, so auch hier ein sehr unnützer Streit, und hier noch um desto unnützer, da es in dieser Materie der Zweifel und Dunkelheiten, der Vielleicht und der Vermuthlich so viele giebt, daß man nie eine sichre endliche Entscheidung zu hoffen hat. Ueberdem, wenn es ungereimt wäre, das Genie nur den einen Theile ausschließungsweise vor dem andern beyzulegen; so würde die ganze Untersuchung zuletzt auf die Frage ankommen: welcher von beyden Theilen mehr, welcher weniger Genie gezeigt? Aber wer hat noch je einen richtigen Maaßstab für die Genies erfunden, oder wer wird ihn erfinden?

Sie, mein Freund, waren bey Ihren Kenntnissen unstreitig zu einem weit wichtigern und originalern Werke fähig. Eben darum ver-

drießt es mich, daß Sie jenen alten fast vergeßnen Rangstreit wieder hervorgesucht haben. Die Aufschrift Ihres Buchs: eine Untersuchung über den Ursprung der Entdeckungen der Neuern: versprach mir so viel! Ich erwartete von dem Verfasser der Monadologie und dem verdienstvollen Herausgeber der Leibnitzischen Werke nichts Geringers, als daß er den Systemen der Neuern bis zu den ersten unvollkommnen, zerstreuten Ideen, woraus sie geworden sind, nachspüren, daß er mich von den vollen und tiefen Strömen, die sich jetzt mit solcher Pracht in das allgemeine Meer der Erkenntniß ergießen, bis zu den ersten unansehnlichen Quellen hinaufbegleiten und mir während seines Ganges zeigen würde, wie sie durch allmählige Aufnahme einzelner Zuflüsse bis zu ihrer jetzigen Fülle und Herrlichkeit angewachsen. Kurz, ich erwartete ein Werk, worinn nicht sowohl die Philosophen, als die Ideen der Philosophen verglichen und

das allmählige Wachsthum der menschlichen Erkenntniß, wenn auch nur zum Theil, wenn auch nur in einigen Punkten, entwickelt würde. Und in der That, liebster Freund, hätten Sie die Schwürigkeiten, die sich freylich bey so einem Werke finden, nur mit einigem Glück überwunden; hätten Sie die Ausführung nur einigermaßen zu den philosophischen Absichten hingelenkt, um derentwillen so ein Werk eigentlich gewünscht wird: was für Dank würden Sie sich nicht bey der gelehrten Welt erworben, und was für Erbauung bey dem Gelehrten sowohl als dem Denker gestiftet haben!

Lassen Sie mich hier einen der Gesichtspunkte angeben, aus welchem ich so eine Geschichte geschrieben wünschte. — Wir sind unläugbar seit den Zeiten der Griechen und Römer weiter gekommen; nicht bloß in solchen Wissenschaften, die sich unmittelbar auf Erfahrung und Beobachtung gründen, oder wo

erst ein glückiches Ohngefähr neue Werkzeuge der Erfindung hergeben muß, sondern auch in den höhern metaphysischen Wissenschaften, auch in den abstraktern Spekulationen über Gott und Welt und Natur der Seele u. s. f. Wir finden überall mehr Licht, mehr Ordnung, mehr Wahrheit und Evidenz in den neuern, als in den ältern Zeiten. Aber eben so unläugbar ists, daß wir in andern wichtigen Stücken der Erkenntniß, trotz den fortgesetzten unablässigen Bemühungen der größten Köpfe, noch immer eben so unwissend sind, wie die Alten. Wenn wir ja weiter gekommen; so ist es nur darinn, daß wir unser Unvermögen zu wissen besser einsehen; denn auch dieses heißt weiter kommen. — Wir haben auf dem Felde der Wissenschaften einige niedrige Hügel, auch einige ansehnlichere Höhen gewonnen, von denen herab wir das alte Gebiet erweitert und reizende Aussichten in neue Gegenden erhalten: aber die wichtigsten Höhen,

von denen die weitesten Aussichten zu hoffen waren, und hinter denen es eine unermeßliche Beute von Erkenntniß geben muß; diese haben wir noch immer, eben wie die Alten, unerstiegen gelassen. Der ganze Unterschied zwischen uns und ihnen mögte der seyn: Die Alten suchten zu dem unersteiglichen Gipfel nur auf einigen Wegen zu gelangen; der Versuch war umsonst; aber immer blieb noch die Hoffnung, daß ein kühnes Genie von irgend einer andern Seite glücklicher seyn würde. Wir hingegen haben, in der Folge der Zeit, nicht nur die alten Wege von neuem betreten, und jede Ausbeugung, jede Krümmung versucht, wo der gerade Pfad zu steil war: wir sind auch den ganzen Fuß der Höhe, so weit er sich umgehen ließ, wirklich umgangen, haben von jeder Seite den Versuch erneuert, und haben ihn von jeder vergeblich gefunden. Wir haben also vor den Alten den Vortheil, oder sollten ihn wenigstens haben: daß wir alle

Absichten auf diese fruchtlosen Unternehmungen aufgegeben, und nun unsre sämmtlichen Kräfte dran setzen, um in den vor uns liegenden ebenern Gegenden, wo die Schwürigkeiten für menschliche Kraft überwindlich sind, immer mehr und mehr wüstes Land zu gewinnen und urbar zu machen. — —

Dieses, was ich hier nur im Allgemeinen angab, durch die einzelnen Materien durchzuführen, nicht bloß in leeren Tiraden über das Unvermögen des menschlichen Geistes zu deklamiren, sondern die wohlgefaßten Schwürigkeiten in den einzelnen Fragen zu vergleichen, um die allgemeinern herauszuziehen; die so gefundenen unauflöslichen Probleme unsrer Erkenntniß in deutlichen Sätzen anzugeben, damit der Philosoph jede einzelne Materie auf sie zurückführen, und wie weit er sich einlassen dürfe, vorhersehen könne: Das, liebster Freund, wäre eine der wichtigen, wahrhaftig philosophischen Absichten, die der prag-

matische Geschichtschreiber der Philosophie vor Augen haben müßte, und die seinem Werke einen unsterblichen Werth geben würden. Wenn die philosophische Geschichte, ihrem größten Theil nach, eine Geschichte der Verirrungen unsers Geistes und seiner verschwendeten Kräfte ist: zu welchem Endzwecke sollte sie dann eher hingerichtet werden, als daß wir künftig vor gleichen Verirrungen oder vor gleicher Verschwendung unsrer Kräfte bewahrt würden? — In der That wird noch immer so viel Vergebliches unter uns geschrieben: Akademien werfen Fragen auf, und philosophische Köpfe strengen ihren Scharfsinn an, sie zu beantworten; Fragen, worinn sich der wesentliche Punkt sogleich als unerklärlich zeigen würde, wenn man sie auf eins von jenen Problemen zurückbrächte.

Aber — könnten Sie sagen — gehört nicht vielleicht diese ganze Idee in die Zahl jener süßen Träume, die so leicht erdacht und so

schwer realisirt sind? Ich fürchte das nicht, liebster Freund. Denn, wie Sie wissen, so ist in manchen schätzbaren Werken schon vieles geschrieben worden, woraus sich die Möglichkeit eines solchen Werkes begreifen läßt. Wäre dieß nicht, so würde ich die ganze Idee, auch gegen Sie, unterdrückt haben; denn ich hasse von ganzem Herzen die schwindelnden Planmacher, die immer so stolze und so unmöglich auszuführende Entwürfe mit einer Miene hinwerfen, als ob es nur auf ihren Willen ankäme, sie auszuführen. Leider ist die Miene an diesen Herren das Beste, wo nicht gar alles. Sollte es vom Reden zur That kommen; so mögten sie oft gegen die getadelten und gehoeneckten Autoren, denen sie von der Höhe ihrer Ideale herab so verächtliche Blicke geben, nicht viel besser, als Marsyas gegen den Apoll, bestehen.

Ich bin u. s. w.

Neuntes Stück.

Epistel an einen jungen Arzt.

Unglücklich, wer, bestimmt für Kanzeln und
Altäre,
Sich Wall und Mauren zu erstürmen sehnt;
Unglücklich, wer, voll Dursts nach Bardenehre,
In einer Aktenkammer gähnt;
Und wen des Rosses Wiehern, das Gebelle
Der Kuppelhunde nur bewegt,
Unglücklich, daß er nicht ein Hifthorn an der
Stelle,
Des goldnen Schlüssels trägt!
Unglücklicher, wem das Geräusch der Waffen,
Wem wildes Schlachtgeschrey das zarte Ohr
betäubt,
Indeß, zur Menschlichkeit geschaffen,
Sein Herz sich unterm Panzer sträubt;

Wer unerbittlich, mit der Kälte
Des Jägers, die Geschlagnen hetzt,
Und nach der Schlacht, im unbelauschten Zelte,
Den Lorbeerkranz mit bittern Thränen netzt!
Doch dreymal selig, welchem zum Geschäfte,
Dem er — weil doch Geschäftigkeit
Des Lebens Triebrad ist — auf gutes Glück
sich weiht,
Der Himmel auch das volle Maaß der Kräfte
Und Lust, die alles übersteigt, verleiht!
Geliebter Bruder von zwey schönen Schwestern!
Der dreymal Selige bist du.
Wie sah ich deinem stillen Eifer gestern
Mit schaudernder Bewundrung zu!
Hätt er, der dich zu seinem Dienst erwählet,
Hätt Aeskulap nicht selbst dein Herz gestählet,
Mit Ungeduld nach Ruhm und Wahrheit dich
erfüllt:
Wo nähmest du zum bangen Operiren,
Zum gräßlichen Anatomiren

Fühllosigkeit an Geist und Nerven her?
Du, sonst in keinem Fall des Lebens, Stoiker! —
Den Lust und Schmerz gleich heftig rühren,
Dem, bey des Elends nachgeahmten Bild,
Der Busen schon von tiefen Seufzern schwillt!
Da sitzest du in deinem schwarzen Kittel
So stolz, so heiter, wie ein Kandidat,
Der einen Accissistentitel
Nicht ohne Müh erbettelt hat;
Schaust auf dein Werk mit Wohlbehagen,
Dem Maler gleich, der auf sein Pergament,
Wo Frühlinge schon blühn und Morgenröthen tagen,
Verliebte Blicke wirft; greifst zu dem Instrument,
Wie unser einer zu der Karte,
Und schneidet, bis nichts mehr zu schneiden ist,
Und runzelst weniger die Stirn, als ich beym Whist,
Wenn ich, zum Ruf bereit, auf zwey Figuren warte.

C. C.

Zehntes Stück.

Briefe über Emilia Galotti.

Erster Brief.

Sie haben Recht, liebster Freund: wenn auch Emilia Galotti alle die Fehler hätte, die verschiedne Kunstrichter darinn haben finden wollen; so würde man sie doch alle über dem einzigen Marinelli vergessen. So sehr ich auch die Charaktere des Odoardo und der Orsina, wenigstens von gewissen Seiten und in gewissen Situationen, bewundre; so bewundre ich doch noch mehr den in allen seinen kleinsten Theilen so wahren, so ausgeführten, von Anfange bis zu Ende so wohl erhaltnen Charakter des Marinelli. Von der moralischen Seite betrachtet, sey er so schwarz, als er wolle; ich bin der erste, ihn zu verwünschen;

aber von der poetischen ist er einer der schönsten und ausgeführtesten, die nur je auf der Bühne erschienen sind.

Gleich zu Anfange erscheint *Marinelli* als der gewandte und verschlagene Höfling, als der niederträchtige und durch lange Uebung im Laster ausgelernte Verführer, der er das ganze Stück hindurch bleiben wird. Das Empressement, womit er zum Dienst eilt; die leichte Art, womit er dem Fürsten Schmeicheleyen sagt; die Geschwindigkeit, womit er sich nach jedem Winde dreht, und alles wird, was sein Vortheil in jeder Situation aus ihm haben will; der leichtsinnige, hämische, persifflirende Witz, womit er über *Appiani* und *Orsina* herfährt; die Vorurtheile von Geburt, von Ehrenstellen, von ersten Häusern; die vollkommne Einsicht, die er sich in den Charakter des Fürsten erworben, und vermöge deren er so vortreflich weiß, wie weit er jedesmal gehen oder nicht gehen darf, wie er ihn

zu dem Punkte, wo er ihn haben will, hinbringen, oder wenn er ihm abspringt, ihn wieder zurückholen soll; die meisterhaften Wendungen, womit er dem Härtesten, was er zuweilen sagen zu müssen glaubt, das Allzuauffallende zu benehmen, und indem er es wieder gut macht, es zu seinem größten Vortheil zu nutzen weiß; die allertiefste Verstellungskunst, womit er sich aus den schlimmsten Händeln herauszureden und seine wahren Absichten gegen jedermann zu verhüllen weiß; die unbegreifliche Kälte und Gleichmüthigkeit, die ihm immer völlige Besonnenheit läßt, neue Hülfsquellen zu eröfnen und neue Räder in die Maschine einzusetzen, wenn es mit den alten nicht mehr fort will; das kriechende Wesen, womit er wahre Grobheiten vom Prinzen hinnimmt, und ohne böse zu werden, sich Thor und Narr schelten läßt —— Doch wie kann ich alle die einzelnen Züge herzählen, die sowohl zusammengeordnet, so fein in einander ver-

flößt, ein so lebendiges und vollendetes Ganze geben, daß ich nie müde werde, es zu betrachten und zu bewundern? Wenn ja der eine oder der andre dieser Züge in einzelnen Stellen weniger getroffen scheint, (welches doch vielleicht nur im fünften Akt der Fall ist, wo Marinelli dem Prinzen eine für ihn nicht schickliche Rolle aufträgt) so liegt die Schuld wohl unstreitig an dem weniger richtigen Charakter des Prinzen, der, wie Sie selbst schon bemerkt haben, auch auf dem Charakter des Marinelli ein falsches Licht wirft.

Aber, sagen Sie am Ende ihres Briefes, ist nicht Marinelli vielleicht ein zu schwarzer, zu ruchloser Charakter? Bricht nicht seine nichtswürdige Denkungsart in allzuungeheure, allzuschändliche Handlungen aus? Sollte es je in der Natur einen Marinelli gegeben haben?

Herr Lessing hat selbst so viel Wahres und Gutes gegen die grundlose Bosheit geschrieben, daß es sonderbar wäre, wenn er sich die-

sen Fehler in seinen eignen Werken zu Schulden kommen ließe. Aber *Marinelli*, deucht mir, hat zu seinen Bosheiten Gründe, die nach seinem Charakter, seinen Umständen, seinen Vorurtheilen entscheidend genug sind: nur das könte etwa beleidigen, daß er diese Bosheiten mit so großer Kälte und Ruhe ausführt; allein auch davon zeigt sich der hinlängliche Grund in seiner langen Gewohnheit des Lasters Er hat es darinn zu einer Art mechanischer Fertigkeit gebracht; sein Bubenstück geht ihm, wie einem geübten Künstler sein Werk von Händen, oft selbst ohne daß er mehr weiß, was und wie er es macht.

Die ehrloseste seiner Unthaten ist ohne Zweifel der Meuchelmord des *Appiani*. Aber schwerlich würde er so weit gegangen seyn, wenn ihn nicht seine äußerste Feigheit, seine Furcht vor einem unvermeidlichen Zweykampf gleichsam dazu gezwungen hätten; wenigstens hat Herr *Lessing* diesen Umstand mit großer Kunst

im Dunkeln gelassen. Nächst diesem Morde erscheint er am häßlichsten, als — ich will es mit den Worten der Claudia sagen — als der Kuppler des Prinzen. Und zwar als ein so niederträchtiger Kuppler, dem der schändlichste Lug und Trug, dem das äußerste Verderben einer achtungswürdigen Familie nichts ist, wenn er nur dem Prinzen zu seinem Zweck verhelfen kann. Diese Nichtswürdigkeit zu erklären, muß man sich in die ganze Situation eines Mannes, wie Marinelli, hineindenken. Lieblinge seiner Art verüben solche Schandthaten, weil es die einzigen Mittel zur Befriedigung ihrer eignen heißesten Begierden sind; weil sie durch anders nichts zu dem zu gelangen wissen, was für sie die höchste, ja die einzige Seligkeit des Lebens ist. Denken Sie sich diese Unglücklichen mit ihren jämmerlichen kleinen Vorurtheilen, die sie zum Theil schon durch die ersten Eindrücke ihrer Kindheit erhalten; mit ihren so eingeschränkten, aber eben des-

wegen nur fester gegründeten Begriffen von Hofleben, von Gnade, von der Person des Prinzen, von Rang, von Einfluß, von Reichthum, von Ehrentiteln, von Ordensbändern, von Schlüsseln. Der gewöhnliche Gesellschafter des Prinzen zu seyn, unangemeldet zu ihm hineintreten zu dürfen, mit ihm zu fahren, bey der Cour des gnädigsten Lächelns gewürdigt zu werden, wohl gar in einem Winkel mit ihm zu flüstern, seine eigne Antichambre zu halten, Aufwartungen von den Vornehmsten zu bekommen: das sind für sie die höchsten Seligkeiten des Lebens, ohne die sie ihr Daseyn hassen würden, und auch Ursache hätten es zu hassen. Denn was können doch diese Armseligen, deren ganze Kenntniß sich auf Etiquette und Ränke einschränkt; was können sie doch mit ihrem Leben noch anfangen, wenn für sie keine Cour, keine Tafel, keine Gala mehr ist? Was bleibt ihnen übrig, als sich vor Langerweile den Tod zu wünschen und zu sterben?

Dazu kommt noch die unendliche Verachtung, die sie dann um desto empfindlicher treffen muß, je mehr sie sich in ihrem blühenden Glücksstande Feinde und Neider zugezogen haben. Mit welcher Begierde müssen sie also jenes Glück nicht suchen, und wenn sie es einmal erlangt, mit welcher Inbrunst es festhalten! Ihre ganze Wohlfahrt hängt an der Gnade des Prinzen, und diese zu erwerben, was giebt es für Mittel? Verdienste um den Staat oder Verdienste um seine Person. Zu jenen, die noch überdieß, wenn der Prinz ein Wohllüstling oder ein Müßiggänger ist, am wenigsten geschätzt und belohnt werden, haben sie die Fähigkeiten, die Kenntnisse nicht — die haben nur die würdigern Männer, die Camillo Rota; — also bleibt ihnen nichts übrig, als sich um die Person des Prinzen verdient zu machen. Und wie das? Indem sie sich aus dem Charakter des Prinzen ihr höchstes Studium machen, alle seine kleinsten Neigungen, Schwächen, Ei-

gensinnigkeiten ausforschen, sich in allem darnach bequemen, ihnen alle Mittel zur Befriedigung ihrer Begierden herbeyschaffen, ihnen darinn zuvorkommen. Das führt sie dann oft zu Niederträchtigkeiten, die ihnen anfangs, eh sie noch in die Gewohnheit kommen, sehr unangenehm seyn können: aber was in aller Welt sollten sie machen? Der nichtswürdigen Seelen giebt es überall, und nirgends mehr, als in der Gegend der Höfe: was also sie nicht thäten, würde ein anderer thun; dieser andere würde sie wegdrängen, würde an ihre Stelle treten; würde sie um alle Wonne des Hofes, um alle Seligkeiten des Lebens bringen. — Von diesem kleinen Anfange geht dann die Bosheit schrittweise weiter. Dem alten ausgelernten Höfling genügt es nun nicht mehr, den Neigungen seines Prinzen nur nachzugehn; er sucht auch ausdrücklich sie zu erwecken: er giebt sich die äußerste Mühe, besonders wenn der Prinz noch jung ist, seinen Charakter zu

verderben, seine Begierden zu reizen, seine Lüste anzufachen, damit er ihm zu ihrer Befriedigung nothwendig werde. Zu dem allen gesellt sich dann noch die Cabale, der Neid, die Lust an der Intrigue, das Vergnügen, die Kräfte seines Geistes an der Ausführung mißlicher Projekte zu üben.

So, liebster Freund, erkläre ich mir den niederträchtigen Charakter des Marinelli und aller ihm ähnlichen Günstlinge. — Ich weiß nicht, wie Sie oder andere denken; aber ich meines Orts bin einem Dichter für einen wohlgezeichneten bösen Charakter eben so sehr und oft mehr, als für den bestgezeichneten guten verbunden. Gemeiniglich lerne ich daraus mehr in Absicht der Kenntniß des Menschen, mehr in Absicht der Klugheit des Lebens, mehr in Absicht der dramatischen Kunst. Auch haben dergleichen Schilderungen unmoralischer Charaktere auf den Züschauer eine sehr moralische Wirkung. Der Dichter, der das Laster

in seiner natürlichen Häßlichkeit darstellt, bessert oft mehr als ein andrer, der nur immer rühren, immer zärtliche Thränen hervorlocken, immer durch Aufstellung sanfter, unschuldiger, großmüthiger Gemälde für die Tugend einnehmen will. Es ist wahr, man darf die Tugend nur kennen, um sie zu lieben; aber um sie recht feurig zu lieben, muß man noch mehr, muß man auch noch das Laster kennen.

Ich hatte anfangs die Idee, eine kleine Geschichte von dem Leben des Marinelli zu entwerfen, und Sie von der Wahrheit dieses Charakters eben dadurch zu überführen, daß ich Ihnen die Art seiner Bildung zeigte. Nachher ward ich inne, daß eine solche Arbeit für meine Kräfte vielleicht zu schwer und gewiß für meine Zeit zu weitläuftig wäre. Aber warum nehmen doch unsre Romandichter die Ideen zu ihren Werken nicht dann und wann von der Bühne, und suchen vortrefliche Charaktere, die der dramatische Dichter nur in einzel-

nen Situationen bearbeiten könnte, weiter zu entwickeln und bis zu ihrer ersten Entstehung zu verfolgen? Durch nichts könnten sie mehr Kenntniß der Welt und des Menschen zeigen; durch nichts mehr unterrichten und bessern, als durch Werke dieser Art, die das in Absicht ganzer Charaktere thäten, was Shakespears beste Schauspiele in Absicht einzelner Leidenschaften thun: daß sie ihnen nämlich von ihrer ersten Anlage bis zu ihrer letzten völligen Ausbildung schrittweise nachgiengen. —

S.

Eilftes Stück.

Zweyter Brief.

Auch über den Charakter des Appiani bin ich im Ganzen mit Ihnen einig: er enthält etwas auffallend Sonderbares. Der Mann hat alle möglichen Ursachen zum Vergnügen; er hat die liebenswürdigste und geliebteste Braut; tritt in Verbindung mit der achtungswerthe-sten Familie, wird der Sohn eines Vaters, der seine ganze Bewunderung, seine zärtlichste Ehrerbietung hat; und bey alle dem ist er nicht nur ernst, er ist tiefsinnig, mürrisch. Wenn die Ursache davon nicht in einem natürlichen Hange zur Melancholie oder in einem Fehler des Charakters liegt — und das scheint hier nach allen Umständen der Fall nicht zu seyn; — so muß sie nothwendig in seiner jetzigen parti-

kulären Verfassung liegen; aber was wir da sehen, ist eine wirkliche Kleinigkeit. Es kann ihm ärgerlich seyn, daß er bey dem Prinzen noch vorfahren und ihm seine Vermählung kund machen soll: aber unmöglich kann so ein einziger kleiner Umstand ihn so völlig aus seiner Fassung heben. Der wahre Hauptgrund seines Verdrusses liegt also in jenen geheimnißvollen Ahndungen, deren er gegen Emilia und ihre Mutter erwähnt; aber bloß erwähnt, ohne auch nur die mindeste Veranlassung dazu zu zeigen. Ich will nicht läugnen, daß dergleichen Ahndungen wirklich in der Natur sind; sie mögen, wie der Verfasser der Träume eines Geistersehers will, aus einem geheimen Commercium der Seelen entstehen: so viel aber weiß ich, daß ich auf der Bühne noch immer lieber Träume, als Ahndungen haben mögte. Jene sind gewöhnlicher und werden im Schlafe, wo die Seele vor den Eindrücken der Wirklichkeit völlig verschlossen ist, durch

eine frey umherschwärmende Phantasie erzeugt; sie erlangen oft den äußersten Grad der Lebhaftigkeit, und setzen dann das Blut in eine Wallung, die Nerven in eine Erschütterung, die oft lange nach dem Erwachen noch fortdauern und Bänglichkeit und Schwermuth hervorbringen. Diese hingegen — wenn ich sie auch nicht völlig von der Bühne wegwünschte, so mögte ich sie doch niemals unter solchen Umständen und mit so außerordentlichen Wirkungen, wie hier. Alle Gründe zum Vergnügen sind hier so groß, so mannichfaltig, so in die Augen leuchtend; der einzige klarerkannte Grund zum Verdrusse ist so nichtig, so unbedeutend, daß er das Züngelchen in der Waage kaum um eine Linie verrücken sollte: und was hält denn nun jenen Gründen das Gleichgewicht? was giebt der Waage an der entgegengesetzten Seite den Ausschlag? was reißt sie so ganz auf den Boden herunter? — Eine Ahndung, wovon niemand, Appiani selbst

nicht weiß, wo sie herkommt, ein gewisses unnennbares Etwas, daß sich vielleicht eben deswegen nicht nennen läßt, weil es ein bloßes Nichts ist.

Wie aber der Dichter auf diesen Zug im Charakter gerathen sey? Ob er durch dieses Mittel bloß den Eindruck schwächen wollen, den der nachherige Tod des Appiani macht, damit er uns nicht zu sehr wider den Endzweck des Stücks interessire? oder ob er den Charakter des Grafen, den er so wenig Raum zu entwickeln hatte, durch diesen frappanten Zug nur mehr herausheben wollen? oder ob er vielleicht diesen Zusatz nöthig fand, um zu einem gewissen Ziele, zu dem er nothwendig hin mußte, desto leichter und kürzer hinzukommen: darüber mögte sich ohne seine eigne Erklärung schwerlich entscheiden lassen. — Ich, liebster Freund, vermuthe das Letztere, und ich will Ihnen hier die Gründe dieser Vermuthung vorlegen, damit Sie urtheilen

können. Ist meine Hypothese falsch; nun so kann doch auch die Ausführung falscher Hypothesen noch immer viel Wahres und Lehrreiches enthalten.

Das Ziel, wo der Dichter zunächst hin mußte, war der Tod des Appiani. Wäre der Graf beym Leben geblieben, so sieht man nicht ab, wie das Stück so bald hätte ausspielen können. Aber wenn nun Marinelli diesen Tod gleich anfangs und ohne allen weitern Bewegungsgrund bey dem Angelo ausgemacht hätte; so wäre der ohnedieß schon so schwarze Günstling vollends zum Ungeheuer geworden, und der allzugroße Abscheu hätte uns unser ganzes Vergnügen an dem Charakter verderbt. So aber hat Marinelli anfangs noch keinen vollständigen Plan; er will nur fürs erste die Vermählung hindern und die Braut haben: daß er nachher dem Angelo einknüpft, den Grafen nicht bloß zu verwunden, sondern niederzuschießen; davon liegt der

wahre Grund in seiner Furcht vor dem Zweykampfe. Wie sollte nun aber der Dichter zu diesem Zweykampfe hin? Beyde mußten sich schon große Beleidigungen sagen, ehe es bis zur Ausforderung kam; es mußte geschimpft werden, und Appiani schimpft denn auch wirklich. — Nehmen Sie jetzt diesen Appiani in einer völlig heitern Gemüthsfassung an; überlegen Sie dabey den ganzen Charakter des Marinelli: und dann sagen Sie mir, wie der Dichter dieses Ziel, ohne einen unnatürlichen Sprung zu thun, so leicht hätte erreichen sollen?

Ich will mich über diese Schwürigkeit etwas näher erklären. Marinelli ist ein Hofmann, und ist, wie alle Bösewichter seiner Art, feigherzig. Als jener sagt er schwerlich Grobheiten, auch nicht gegen Personen, die er aufs tödtlichste haßt; er hat bey seinen Hofsitten auch Hofton, Honig auf der Zunge, bey der bittersten Galle im Herzen. Wenn ein

feinerer Weltmann, und besonders so ein abgeschliffner, versteckter, geschmeidiger Höfling, wie Marinelli, der sich so ganz in seiner Gewalt hat, beleidigt; so ist es weniger durch das, was er sagt, als durch die Art, wie ers sagt; so ist es mehrentheils nur von ferne, nur mit einer heimlichen Wendung, mit einem bedeutenden Tone, mit einem flüchtigen Achselzücken, mit einem spitzfindigen Lächeln, mit einem hönischen vor sich Niedersehen, mit einem vornehmen Wiederaufblicken. Vollkommen so erscheint auch hier Marinelli, der überhaupt vortreflich geschildert ist: anfangs nichts als Höflichkeiten, als Freundschaftsversicherungen, und auch da, wo er das Härteste sagt, das ihm Appiani so hoch anrechnet, noch immer Mäßigung und Zurückhaltung! Ja, es scheint, daß er nach seiner Hofart und bey seiner Feigheit auch diesen Ausfall nicht einmal würde gewagt, auch diesen Ton der Spötterey sich nicht würde erlaubt

haben, wenn ihm nicht Appiani schon so lange Dinge gesagt hätte, die ein Mann von weniger Verstellungskunst und reizbarerer Galle nimmermehr hätte anhören können. Wirklich ist Appiani gleich anfangs beleidigend; er sagt ihm alles, was er denkt, so rund ins Gesicht: und doch ist er auch Weltmann, obgleich von der rechtschaffnern, edelgesinntern Art. Und wie in aller Welt kommt denn dieser feine und gesittete Mann zu so einer Begegnung? Empfände er das ganze Glück seiner Situation; verlöre sich sein wohllüstiger Blick in den reizenden Aussichten, die vor ihm liegen: so würde bey dieser guten Laune das Gespräch nach aller Wahrscheinlichkeit anders fallen. — Der Graf, werden Sie mir vielleicht einwenden, kennt den Marinelli und verachtet ihn. Gut! das kann ein Mann, wie Appiani, nicht anders. Aber die Verachtung hat ja so manche Miene, so manchen Ton; warum muß sie sich eben so bitter äußern? — Marinelli, wer-

den Sie fortfahren, steht dem Grafen entgegen; bloß um dieses Günstlings willen hat der Graf nicht aufkommen können. Aber bedenken Sie auch, daß gerade Appiani der Mann ist, dem an diesem eitlen Glücke wenig gelegen scheint? dem es vielmehr lieb seyn kann, daran verhindert zu seyn? der ein für allemal den seligen Entschluß gefaßt hat, in seinen väterlichen Thälern sich selbst zu leben? Sehr leicht muß ihm also Appiani diese Beleidigung, die für ihn eigentlich keine ist, verzeihen können; der Haß fällt weg, und es bleibt also nichts, als Verachtung übrig. Nun sieht man freylich den Mann nicht gerne kommen, den man verachtet; Appiani kann verdrüßlich seyn, von angenehmern Unterhaltungen dadurch abgerufen zu werden: aber dieser kleine flüchtige Verdruß; sollte der Einfluß haben, ihn so auf einmal und so ganz aus seiner Lage herauszusetzen? Sonach bliebe Appiani in seiner völligen Heiterkeit: und, wie würde er da den

Marinelli empfangen? welchen Ton gegen ihn annehmen? Keinen vertraulichen, aber auch keinen auffahrenden; keinen verbindlichen, aber auch keinen bittern; keinen scherzhaften, aber auch keinen mürrischen. Er würde den verächtlichen Menschen, wenn er sich zu nahe an ihn machte, mit einem sanften Druck in der gehörigen Entfernung halten, nicht auf eine so rauhe gewaltsame Weise von sich stossen; er würde, wenn er in ihm nicht den Kammerherrn schonte, wenigstens den Abgeordneten des Prinzen schonen, gegen den er doch immer Achtung und Mäßigung zeigt. Fienge dann Marinelli aus muthwilligem Kitzel, oder aus Verdruß über seine fehlgeschlagenen Entwürfe an, über des Grafen Verbindung zu spötteln: was meynen Sie wohl, daß bey dem entzückten Liebhaber, bey dem ruhigen gesetzten Manne dieser Spott eines Menschen, den er so herzlich verachtet, über den er sich so weit hinausfühlt, für Wirkung thun könnte?

Sollt er ihn aufbringen? in Harnisch jagen? zu Anzüglichkeiten, zu Schimpfreden reizen? Nein, liebster Freund: dann sollte der Graf Emilia Galotti nicht haben, nicht der Sohn eines Mannes, wie Odoardo, werden. Wen er nicht werth hält, daß er mit ihm scherze, den soll er noch weniger werth halten, daß er sich mit ihm schimpfe. Lächeln müßte er über die armseligen Vorurtheile dieses engen Kopfes und noch engern Herzens, ihm einen der mitleidigen Blicke geben, womit der edle Mann auf ein Insekt wie Marinelli herabblickt, dessen Gift er nicht fürchtet, und an dem er nichts als seine verächtliche Kleinheit gewahr wird; ihn noch einmal mit einer kategorischen Antwort abfertigen und ihn laufen lassen — So, denk ich, würde das Gespräch in so einer Situation und zwischen solchen Charakteren ausfallen müssen, wenn nicht irgend ein andrer Umstand hinzukäme.

Aber wie gar anders, wenn nun dieser hinzukömmt! Nehmen Sie den Appiani gleich zu Anfange so an, wie ihn der Dichter vorstellt; mürrisch, tiefsinnig, ärgerlich; so wird nun die ganze Scene nicht nur richtig und wahr, sie wird auch eine der Meisterscenen in der Emilie. Denn nun ist Appiani geneigt, nicht so wohl die verächtliche als die hassenswürdige Seite des Marinelli zu sehen; nun wird er nicht bloß in seinem Vergnügen, er wird in etwas weit anderm unterbrochen, das die Seele weit mehr interressirt, worauf sie ihren Blick weit starrer hinheftet, in seinen trüben schwermüthigen Revieren; nun ist er vorbereitet, alles hoch aufzunehmen, sich bey dem ersten besten Anlasse zu erbittern, seiner Würde uneingedenk sich mit einem Menschen zu zanken, den er lediglich verachten sollte, sich den überlästigen Besuch auf jede Art, höflich oder unhöflich, vom Halse zu schaffen. Und dann spielt nun die ganze Scene natürlich wei-

ter, bis zur Ausforderung und bis zum Meuchelmorde des Appiani.

Ich bekenne Ihnen noch einmal, mein Freund; es ist sehr mißlich, eines andern bestimmte Absicht zu errathen, wo er ihrer mehrere haben konnte; und wenn ich also geträumt habe, so verzeihen Sie mir! Ich erwache wieder aus meinem Traume. — Aber so viel, denke ich, ist doch immer ausgemacht, daß wenn auch der Dichter bey der Schwermuth des Appiani nicht eigentlich auf diesen Endzweck gearbeitet, ihm wenigstens diese Schwermuth zu Erreichung dieses Endzwecks gute Dienste geleistet.

S.

Zwölftes Stück.

Dritter Brief.

Der Widerspruch, den Sie in dem Charakter der Emilia glauben bemerkt zu haben, liegt meines Erachtens nicht in den ersten Grundzügen des Charakters; er entsteht nur durch die Art, wie die letzten Scenen ausgeführt worden. Eben das Mädchen, sagen Sie, das wir im Anfange so ängstlich, so furchtsam, so schüchtern sehen; eben das Mädchen kann nachher so herzhaft den Tod fordern? ihn so willig erdulden? Ist hier nicht ein größerer Widerspruch, als in dem Charakter der Iphigenia, den Aristoteles um einer ähnlichen Ungleichheit der Sitten willen tadelt? — Nein, mein Freund, nicht einmal ein eben so großer, und sobald Sie den Gang der Ideen in Emiliens

letzter Scene nur ein wenig ändern wollen, ganz und gar keiner.

Es giebt unter den Menschen viele solcher Charaktere, in denen sich zwey entgegengesetzte Eigenschaften vereinigen; und diese sind allemal, wenn sie wohl ausgeführt werden, nicht nur die lehrreichsten, sondern auch wegen des Wunderbaren, das ihnen anhängt, die interessantesten. Der Dichter muß nur nicht vergessen, zu zeigen, wie sie möglich sind; das heißt, er muß uns den Grundzug im Charakter angeben, der den scheinbaren Widerspruch aufhebt und die beyden so unverträglich scheinenden Eigenschaften in Harmonie bringt. In dem Charakter der Emilia findet sich dieser Grundzug wirklich. Sie ist weder aus bloßen Temperament so furchtsam, noch aus bloßem Temperament so entschlossen, den Tod zu leiden; sie ist beydes aus herrschender, beynahe schwärmerischer Liebe zu ihrer Religion. Bey ihrem Anfalle von Furcht hat der Dichter die-

sen Zug unvergleichlich herausgehoben; aber nicht eben sowohl bey ihrer nachmaligen Herzhaftigkeit. Denn hier äußert Emilia in allem, was sie sagt und thut, mehr stoische räsonnirte Tugend, als christliche Furcht vor der Sünde. Fast das einzige Wort, das ganz ihrem Charakter entspricht, ist das: »Nichts »Schlimmers zu vermeiden, sprangen tausende in die Fluthen, und sind Heilige:« aber der Zug steht zu abgerissen, zu einzeln da; wir werden weder vor- noch nachher an die Religion weiter erinnert. Ja selbst bey ihrem endlichen Hinsinken, bey dem letzten Zuschließen ihrer brechenden Augen hören wir keinen Laut, keinen Seufzer, der an Gott oder an ihre Heilige gerichtet wäre. — Was aber das Schlimmste ist, so führt uns der Dichter selbst irre, und scheint seinen ganzen Vortheil freywillig aus den Händen zu geben. »Du kennst sie,« läßt er die Mutter zu Odoardo sagen; »sie ist die Furcht-

»samste und Entschlossenste unsers Geschlechts. »Ihrer ersten Eindrücke nie mächtig; aber »nach der geringsten Ueberlegung in alles »sich findend, auf alles gefaßt. Sie hält »den Prinzen in einer Entfernung; sie spricht »mit ihm in einem Tone u. s. w.« Scheint es nicht, als wenn der Dichter in dieser Stelle, die doch immer die Schwürigkeit nur angeben würde, statt sie aufzulösen, als wenn er uns hier zu dem Folgenden vorbereiten, als wenn er den Charakter durch eine künstliche Wendung zum Ziel herumlenken wolle? Gleichwohl brauchte er das so wenig, wenn er nur Emiliens endliche Herzhaftigkeit aus eben der Quelle entspringen ließ, woraus ihre anfängliche Furcht entstand.

Ich habe gegen die Ausführung der letzten Scene noch eine andere Erinnerung zu machen, von der ich mich wundre, daß sie noch sonst niemand gemacht hat. Sie betrifft die

an sich so vortrefliche Stelle, worinn Emilia über Gewalt und Verführung philosophirt. Wenn ich sie sagen höre: „Ich habe Blut, „mein Vater; so jugendliches, so warmes „Blut, als eine. Auch meine Sinne sind „Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für „nichts gut. Ich kenne das Haus der Gri„maldi. Es ist das Haus der Freude u. s. f. so weiß ich in der That nicht, was aus dem Mägdchen geworden ist. Ich mögte fast argwöhnen, daß ihre Liebe zu Appiani bloße Koquetterie gewesen. Denn sagen Sie selbst, mein Freund; wie kann sich Emilie, in ihrer jetzigen Lage, vor Verführung fürchten? und vor Verführung vom Prinzen? Sie weiß, wie sie selbst gesteht, warum Appiani todt ist, dieser ihr theurer, geliebter Appiani, dessen Tod ihr, wo sie nicht das nichtswürdigste Mägdchen ist, an die innerste Seele gehen muß; sie sieht gleichsam sein Blut noch an den Händen

des Prinzen kleben: und wäre nun dieser Prinz ein Adonis, wäre er der liebenswürdigste aller Sterblichen; so müßt er ihr doch um dieses Blutes willen, in diesem ersten Augenblicke, der empörten Leidenschaft, das gräßlichste, verabscheuungswürdigste Ungeheuer dünken, das je die Erde getragen. Dazu kömmt noch, daß sie den ganzen Plan durchsieht, den er gegen ihre Tugend gemacht, diesen ehrlosen, schändlichen Plan: und wie sehr muß nicht das, bey einem so frommen, so ehrliebenden für ihre Seele so besorgten Mädchen, den vorigen Abscheu noch verstärken! Immer mag ihre Religion ihr sagen, daß bey der Verderbniß des menschlichen Herzens kein Verbrechen unmöglich sey: in der jetzigen Verfassung kann ihre Seele auf keinen Gedanken achten, keinen Gedanken annehmen, als der ihrem äußersten Abscheue gegen den Prinzen gemäß ist, ihn verstärkt, ihn bestätigt. Wenn sie sich also nicht vor Gewalt fürchtet, vor eben der Ge-

walt, die eben jene Heiligen vermeiden wollten, da sie sich in die Fluthen stürzten; vor was sonst kann sie sich fürchten? Davor nimmermehr, daß je der Prinz ihr gefallen, daß je ihr Blut für ihn wallen, daß je ihre Sinne an ihm Gefallen finden sollten; oder ich gestehe gern, daß ich keinen Begriff von dem habe, was menschliches Herz ist. — Erklären Sie mich aber nicht unrecht, mein Freund. Ich behaupte nicht, daß Emilia ihren Appiani nicht wirklich vergessen, nicht vielleicht schon in einem Monate von ihm verführt seyn könne; das kann sie sehr leicht, und sie wäre wohl nicht das erste Mägdchen. Ich sage nur, daß sie jetzt, vermöge ihres Charakters, vermöge der ersten Täuschung ihrer aufgebrachten Leidenschaft, das, was an sich sehr möglich ist, gar nicht für möglich erkennen müsse.

Wie? wenn also der Dichter diese ganze Philosophie über Gewalt und Verführung, so richtig und vortreflich sie an sich selbst ist, auf-

geopfert, und dafür folgende Reihe von Ideen gewählt hätte: Der Prinz liebt mich; er hat mirs erklärt; er wird nichts unversucht lassen, mich zu seinem Willen zu bewegen. Er wird am Ende Gewalt brauchen; denn kein Frevel in der Welt kann für den noch zu groß seyn, der den liebenswürdigsten aller Menschen ermorden konnte. Er wird auch der Mörder meiner Seelen werden, nachdem er der Mörder meines Geliebten geworden. Und diese Schande kann mein Vater nicht zugeben; nimmermehr, oder er ist nicht mein Vater. Gott und Natur haben mich an ihn als meinen Beschützer gewiesen, und ich habe außer ihm keinen Retter. Wie? wenn dann der verwirrte, in Wut gesetzte, erschütterte Vater, der eben so sehr als Emilia vorbereitet ist, von dem Prinzen das Allerärgste zu denken; wenn er ihr dann den Dolch mit den Worten zeigte, daß er für sie keine andre Rettung sähe, als durch den Tod; wenn Emilia ihm antwortete, daß, nichts Gerin-

gers zu vermeiden, Tausende in die Fluthen sprangen und Heilige sind; dann der Vater den Prinzen mit Marinelli zurückkommen hörte, und kaum seiner Sinnen mächtig, indem ihn Wut, Zärtlichkeit und Ehrliebe gleich heftig bestürmten, den tödtlichen Streich vollführte? Sollte nicht durch so eine Wendung die Katastrophe weit natürlicher und den beyden Charakteren, des Vaters sowohl als der Emilia, weit angemeßner werden? — Freylich verlören wir dann manche unvergleiche Züge, aber die ersetzte gewiß der reiche Geist des Dichters durch andre, die uns jene vergessen machten. Für Sie, weiß ich, wäre schon des Ersatzes genug, daß Sie nun keiner Haarnadel erwähnen hörten, die Sie — ich weiß nicht, mit welchem Rechte? so anstößig finden; daß Sie nun keine Rose mit einem Affekte zerstücken sähen, der freylich für eine so gewalsame Situation ein wenig zu ruhig ist; daß Sie nicht an die Geschichte der Virginie

erinnert würden, deren Katastrophe hier allerdings unter sehr verschiednen Umständen zu ähnlich nachgeahmt worden, und daß Emilie nicht mit einer Allegorie im Munde stürbe.

Ueber das, was ich hier von der Geschichte der Virginie gesagt, erkläre ich mich in meinem künftigen Briefe näher. Ich will darinn von dem Charakter des Odoardo reden, der, bis auf die letzte Scene mit seiner Tochter, meine ganze Bewundrung hat.

S.

Die Fortsetzung künftig.

Dreyzehntes Stück.

Ueber die Bestimmung zum Tode.

Eine Unterredung.

Nicht weit von Besançon lebte auf einem kleinen Landgute ein alter wackerer Brigadier, das wahre Muster eines liebenswürdigen Greises. Sein Name war Merville, und er hatte schon über siebenzig Jahre. Da er in seiner Jugend unter den Armeen Ludewigs des vierzehnten diente, träumte er auch den Traum des französischen Adels, daß für die Ehre des Königs und für die Wohlfarth des Vaterlands sterben, Eins sey: aber kaum war er durch seinen Heldenmuth bis zum Range eines Brigadier gestiegen, als er plötzlich zu seinem Schrecken inne ward, daß er nichts als ein Werkzeug zur Unterdrückung der Nation wäre.

Von diesem Augenblick an suchte er unter dem Vorwande der Untüchtigkeit seinen Abschied, schlug das Gnadengehalt aus, das ihm der König zur Vergeltung seiner Tapferkeit anbot, und schämte sich seiner Wunden, wie man sich der Thorheiten seiner Jugend schämt. Er baute nun selbst das kleine Erbgut seiner Familie, und widmete alle die Stunden, die ihm die Sorge für sein Hauswesen frey ließ, der Philosophie und den Musen. Da ihm sein Vermögen keinen großen Aufwand erlaubte, so hielt er nur wenig Umgang; er hatte nie über zwey bis drey, aber auserlesene Freunde. Unter diesen war in seinen letzten Jahren ein Mitglied des Parlements von Besançon, Namens Chevreau, ein Mann, den er vorzüglich liebte, und der es vorzüglich werth war.

Chevreau war einer der Menschen, die von der Natur die beneidenswürdigste Anlage zu allem erhalten haben, was edel und gut ist.

Er hatte nichts von dem Flatterhaften, das man den Jünglingen seiner Nation zum Vorwurf macht; er war mehr feurig als hitzig, mehr nachsinnend als fröhlich, mehr gut als weich; er nahm nicht leicht Eindrücke an, aber die er einmal annahm, giengen tief und hafteten lange. Er war immer das, was er war, von seiner ganzen Seele. Und da ihm das größte Glück wiederfahren war, wofür ein Mensch der Vorsehung nur danken kann, von edlen Eltern erzeugt zu seyn und eine edle Erziehung zu finden; so war er mit diesen Eigenschaften seines Charakters ein Mann von unerschütterter Rechtschaffenheit, ein unbeweglichstandhafter Patriot, und der ganzen innigsten Freundschaft eines Merville würdig geworden.

Er hatte nur einmal geliebt, aber wie es von seinem Geschmack zu erwarten war, das schönste und geistreichste Frauenzimmer von Besançon. Sie hieß Therese, und war die

Tochter des Präsidenten von eben dem Gerichtsstuhle, wobey nachher Chevreau Beysitzer ward. Die Hindernisse, die sich seiner Verbindung mit ihr ganze Jahre hindurch entgegensetzten, schienen unüberwindlich; aber was in schlaffern Seelen die Liebe unterdrückt haben würde, gründete sie in der seinigen desto fester. Therese selbst war seit dem ersten Augenblick ihrer nähern Bekanntschaft für ihn entschieden; nur war sie zum Unglücke reich, und ihre Eltern hofften eine Million Livres mit einer andern, oder wenn das nicht wäre, mit dem höchsten Range im Königreich zu verbinden. Sie stand wegen ihrer Liebe zu Chevreau unsägliche Verfolgungen aus, aber sie erklärte sich standhaft, daß keine Ueberredung und keine Gewalt in der Welt sie bewegen sollte, anders als zwischen Chevreau und einem Kloster zu wählen. Da ihre Eltern durch diese feste Beharrlichkeit gezwungen waren, mehrere der vornehmsten Bewerber zurückzuweisen, und

da noch überdieß das Beyspiel einer entfernten Verwandtinn dazu kam, die kaum einige Monate Marquisinn war, als sie schon ihr Vermögen auf den Toiletten der Maitressen und vor dem Busen der Operistinnen schimmern sah; so bewegte dieses die Eltern der Therese, daß sie endlich dem Chevreau den Zutritt verstatteten und ihre Einwilligung zu der Heyrath gaben. Beyde Liebenden, die sich die Güte ihrer Seelen durch ihre Standhaftigkeit in der Prüfung so sehr bewiesen hatten, empfanden nun in dem Entzücken ihrer Umarmungen, was Unglück werth ist.

Therese ward schwanger, und Chevreaus Einbildungskraft hatte sich nun schon mehrere Monate mit nichts als dem süßen Gedanken beschäfftigt, wie unendlich sein Glück durch den Besitz eines Kindes würde vermehrt werden, als endlich der so ängstlich und doch so ungeduldig erwartete Augenblick erschien, wo Therese entbunden ward. Seine Freude war

unbeschreiblich; aber es war die ernste wehmüthige Freude des gefühlvollsten Menschen, der mit seinem Glücke zugleich die ganze Größe seiner Pflichten empfand, und in seinem Innersten schwur, daß sie ihm heilig seyn sollten. Theresens Entbindung war glücklich gewesen; aber nachherige Zufälle, die sich von Tage zu Tage verschlimmerten, machten bald für ihr Leben fürchten. Chevreau kam in aller der Zeit, die ihm nur immer seine nothwendigsten Geschäfte übrig ließen, keinen Augenblick von ihrem Lager, und war Zeuge aller der unaussprechlichen Leiden, womit ihr so junges Leben dem Tode entgegenkämpfte. Endlich erlag die Natur; sie erzwang noch auf ihren bleichen Wangen ein trauriges Lächeln, führte mit ihren zitternden schon ersterbenden Händen Chevreaus Hand an ihr Herz, und stammelte mit ihrem letzten Oden die Worte: Vergieß unsrer Liebe nicht, Chevreau!

Wenn je das Wort eines Sterbenden ein treues Gedächtniß fand, so war es dieses Wort der Therese. — Chevreau besorgte alles, was zu ihrem Begräbniß gehörte, mit der ruhigsten Gleichmüthigkeit; er betrachtet Stundenlang ihren Leichnam, ohne daß ihm nur eine Thräne entfiel, und dann gieng er allein, und machte sich Vorwürfe, daß er so fühllos wäre. Erst den Tag nach der Versenkung ihres Leichnams, da er an einem Orte, wo er sich nichts vermuthend war, eine Perlenschnur fand, die er einst Theresen zu ihrem Geburtstage schenkte, erwachte gleichsam sein Herz aus dem bisherigen Todesschlaf aller Empfindungen; er fiel hin und vergoß einen Strom von Thränen. Der Anblick des Kindes, das die unschuldige Ursache ihres Todes war, riß ihm seine Wunde täglich von neuem auf, und war doch das einzige Labsal für seinem Schmerz. Es trug schon die sanften und liebenswürdigen Züge Theresens, die sich auf seinem zarten

Gesichte immer mehr zu entwickeln schienen. Chevreau betrachtete es nie ohne die tiefste Rührung, worinn sich der herbste Schmerz mit der süßesten Wohllust vereinigte; er liebte es mit einer doppelten Liebe.

In einigen Jahren war der kleine Charlot (denn so hieß der Knabe) das angenehmste Kind von der Welt und der Neid aller Mütter von Besançon. Die Schönheit seiner kindlichen Bildung ward noch unendlich durch die offne Fröhlichkeit vermehrt, die aus allen seinen Gesichtszügen hervorsah. Chevreau wandte an seine Bildung allen möglichen Fleiß, und genoß der Wohllust, die gewöhnlichen vornehmen Vätern so fremd ist, daß er selbst den Fortgang seines Kindes von einer Stufe der Vollkommenheit zur andern bemerkte. Eben fieng jetzt Charlot an, die kleinen Ideen nnd Begierden seiner unschuldigen Seele etwas freyer zu entwickeln, und zeigte schon die schönste Morgenröthe eines künftigen heitern Verstan-

des und edelmüthigen Herzens, als er von den Blattern, diesen großen Verwüstern des menschlichen Geschlechts, befallen ward, und nach unaussprechlich viel Angst und Schmerzen dahinstarb. Chevreau war von der ganzen Krankheit und dem Tode des kleinen Unschuldigen, der ihn so oft mit ausgestreckten Händen um Hülfe anflehte, die er nicht geben konnte, eben so Zeuge, wie ers von der Krankheit und dem Tode Theresens gewesen war.

Dieser zweyte Streich war für Chevreau schrecklicher, als der erste, dessen ganzen Schmerz er wieder erneuerte. Da er nun die beyden Wesen verloren hatte, die seinem Herzen das Theuerste waren, so war ihm fernerhin nichts mehr theuer; auch seine Freunde nicht, auch er selbst nicht. Denn der Mensch, der einmal unglücklich genug ist, daß er nichts mehr ausser sich liebt, der kann auch sich selbst nicht mehr lieben. Alle das Feuer seines Charakters, das sich sonst gegen Theresen und Char-

lot, diese vornehmsten Gegenstände seiner Liebe, gewandt hatte, trat nun in sein Innerstes zurück, und brütete über jenen finstern Betrachtungen, womit sich der Mensch an der Vorsehung gleichsam zu rächen sucht, wenn er sich Unrecht gethan glaubt. Bey seinem festen Trübsinne hat er Einbildungskraft und Scharfsinn genug, um bald die Welt um sich her zu einem Schauplatze des Elendes auszubilden; und so lebte er nun in Gottes Schöpfung mit eben dem Herzen, womit ein freydenkender Menschenfreund in den Staaten eines Despoten lebt.

Die einzige Stimme, die noch einigermaßen an sein Herz drang, war Mervillens Stimme. Der ehrwürdige Greis erkannte sehr bald aus Chevreaus Reden seinen ganzen Zustand; aber er schonte seiner, und brachte mit Fleiß die Rede nie auf den Verlust, den sein Freund erlitten hatte. Er that nichts, als daß er bald diesen, bald jenen Versuch machte, seine er-

storbne Empfindlichkeit für irgend einen andern Gegenstand zu reizen, und wie von ohngefähr Ideen hinzustreuen, die eine heilsame Revolution bey ihm bewirken könnten. Endlich, da Chevreau immer finstrer und immer trüber ward, hielt Merville seine Schonung für Grausamkeit; er beschloß, die Wunden seines Freundes zu reinigen und zu heilen, bevor sich das Gift ihres Eiters in die innersten Gefäße des Lebens schliche und seiner Ruhe den Tod brächte. Die Gelegenheit bot sich dar, als einst Chevreau, mehr aus Höflichkeit, um seine östern Besuche zu erwiedern, als aus Antrieb des Herzens, auf seinem Landgute einsprach.

Es ist etwas in Ihrer Seele nicht recht, sagte der Greis, indem er beyde Hände voll der zärtlichsten Freundlichkeit auf seine Schultern legte, und Sie thun übel, Chevreau, daß Sie sich so ganz in sich selbst verschließen. Oefnen Sie Ihr Herz einem Freunde; und wenn ichs

durch die aufrichtigste Liebe gegen Sie werth bin, öfnen Sie's mir! — Sie nannten mich so oft ihren Vater; und ich habe ja auch in der Welt gelebt und bin unglücklich gewesen.

Sind Sie? antwortete Chevreau, mit dem Ton eines Menschen, dem sein eigenes Unglück zu schwer fällt, als daß es ihm für fremdes Gefühl ließe.

Ich habe meine Gattinn und meine Kinder sterben sehen; und was nur je ein menschliches Herz empfand, das hat auch meines empfunden. Ich weiß, was das heißt, mit einem einzigen Streiche alle seine innigsten Bande zerrissen, alle die liebsten Hoffnungen seiner Seele vernichtet zu sehen. Und dennoch, Chevreau — dennoch war eine andre Zeit meines Lebens noch schrecklicher, wo Freunde an mir Verräther wurden, die mein ganzes Vertrauen hatten. Ich verzweifelte an der menschlichen Natur, an der Tugend. Ich glaubte, unter den Wesen, die

mir ähnlich sahen, wie unter Rasenden oder Verbrechen zu leben; und nur ein Mann, wie Sie, kann mich fassen, wenn ich ihm sage, daß ich elend war. — O mein Freund! Wenn Sie diesen schrecklichen Zustand, wie ich, aus Empfindung kennten! —

Und wie, wenn ich einen noch schrecklichern kennte? — Der menschlichen Gesellschaft entflieht man; denn es giebt ja Einöden und Wüsten: aber, Merville — — Er schwieg und sah mit einem Seufzer gen Himmel.

Aber, Chevreau? —

Warum soll ich das sagen, was schon Elend genug ist zu denken? — Er schwieg noch einmal, und setzte dann mit einer Erschütterung der Seele hinzu, die sich seinem ganzen Körper mittheilte: wie entflieht man vor Gott? — In eben dem Augenblick stand er auf und nahm den Weg nach dem Garten, um sich von einer Unterredung, die ihm zu peinlich ward, loszureißen. Der Greis folgte ihm auf dem Fuße.

Sie sind in meinen Händen, und Sie sollen mir nicht entrinnen, Chevreau. — Kommen Sie und öffnen Sie mir ganz Ihre Seele! Reden Sie mit mir, wie Sie mit ihren eignen Gedanken reden! — Sie sind unzufrieden mit Gott?

Entsetzlich, wenn ich es wäre, Merville!

Und noch entsetzlicher, wenn Sie Recht hätten! — Aber nein, Chevreau; — indem er einen festen und zuversichtlichen Ton nahm — Sie sinds nicht; denn Sie könnens nicht seyn. Unzufrieden mit Gott; hieße unzufrieden mit allem seyn, was vollkommen und gut ist: und wie kann das eine denkende Seele? — Verstehn Sie sich selbst, liebster Freund: Sie sind nur unzufrieden mit ihrer Vorstellung von Gott. Und nun sehen Sie, wie viel Sie durch diese einzige Berichtigung schon gewinnen! — Läge die Ursache in Gott, in diesem unendlich über Sie erhabnem, allmächtigen Wesen: wie wollten Sie helfen, Chevreau? wie die

Einrichtung der Welt ändern oder die Gewalt des Stromes hemmen, der Sie unwiderstehlich mit fortreißt? — Liegt aber die Ursache bloß in Ihrer Vorstellung von Gott: nun wohlan! Da ist Hülfe. — Lassen Sie uns die irrige Vorstellung ändern, und statt des falschen Gesichtspunktes den wahren suchen!

Sie waren in die Mitte des Gartens gekommen, wo die Anhöhe, auf der das Haus des Merville lag, einen jähen Abschuß ins Thal machte. Hier zog der Greis seinen Freund, unter dem Schatten breiter Kastanien, auf eine Rasenbank nieder, hielt die Hand gegen die entzückendschöne Gegend ausgestreckt, die, so weit nur das Auge trug, mit Heerden und Aernten und Weinbeerhügeln bedeckt war, und sagte dann mit dem zuversichtlichen Tone der Ueberzeugung: Klagen Sie die Vorsehung an, und ich will sie rechtfertigen!

Wie, Merville? Soll sich der Wurm gegen den Unendlichen, das Geschöpf eines Ta-

ges gegen den ewigen Schöpfer empören? — O lassen Sie mich anbeten und schweigen! Gott ist da, wo ich rede.

Er ist auch da, wo Sie denken, Chevreau.

Und wenn ich nun rede? — Können Sie alle die Zweifel lösen, alle die Unruhen, die Einwürfe heben — —

Alle, mein Freund? — Ich steh am Rande des Grabes, und die Stunden, die mir noch übrig sind, mögten nicht zureichen. Wann ist der Witz des Menschen erfinderischer, oder wann ist seine Zunge beredter gewesen, als wenn es darauf ankam, seinen Gott zu richten? — Aber wenn irgend ein vorzüglicher Kummer, irgend ein einzelner Zweifel Sie ängstigt — —

Nun dann, Merville! Sie öfnen, auch wider Willen, mein Herz; ich will reden. — Glauben Sie mir! Nicht der Tod der Meinigen ist das, was mich noch unglücklich macht: Sie sind dahin, und ich habe meinen Schmerz

überwunden — Aber ausgegangen bin ich von den Gedanken ihres Todes, und habe einen Blick auf die Menschheit einen Bick auf die Natur geworfen. — — O liebster Freund! Um ruhig zu seyn, muß der Mensch nicht denken; er muß nur träumen. Es ist nirgends Ruhe für ihn, als in der Vergessenheit seines Elends. — — Ich gehe jedem Leben nach, jeder Kraft, die sich in der Natur regt, und sie hört auf in Zerstörung: Ich merke auf jeden Jubel, jedes Gelächter der Freude, und es wird zur Stimme der Wehklage: Ich sehe auf jedes Lächeln, jede Miene der Wohllust, und indem ich sehe, wird sie Zuckung der Todesangst. — Alles, alles in der Natur ist nur angelegt auf Verderben, Zerstörung, Vernichtung. Der Engel der Schöpfung geht nur voran und erweckt Leben, damit der Engel des Todes, der hinter ihm drein geht, zu würgen finde. Hoffnungen von Glückseligkeit, die stets tief in der Zukunft ist, machen uns das

Leben nur schätzbar, damit der Schauder vor der Vernichtung uns desto schrecklicher fasse. — Und wenn ich nun den ganzen namenlosen Jammer betrachte, das bange Händeringen aller Sterbenden, Verlaßnen, Verwaisten; wenn ich zu jeder Spanne Land sage, auf die mein Fuß *tritt*: Du bist Grabstätte von Tausenden, die sich krümmten, zu leben rangen und starben! zu jedem Staube sage, der vor mir auffliegt: Du bist Nerve eines empfindenden Wesens, und erzittertest vor dem Tode! wenn ich in der Natur lebe, wie in einem weiten allgemeinen Behältniß von Leichnamen und Todtengebeinen: wie können Sie wollen, daß ich noch Freude habe? noch lächle? — Ich habe an meinen edelsten Begriffen gelitten; ich vermisse in mir den allbelebenden Gedanken einer unendlichen Güte, und nichts ist mir übrig geblieben, als die schreckende Idee einer Allmacht. — — Sie streckten Ihre Hand, Merville, gegen diese blühenden Thrä-

ler aus, als ob ihr Anblick schon Widerlegung wäre: Aber auch diese Schönheit, dieß Leben, was sich hier regt — Aus Verwesung ist es hervorgegangen, und in Verwesung wird es zurücksinken. — Für mich ist nun keine Freude, kein Reiz mehr in der Natur.

Wie unglücklich sind Sie! — Aber warum war denn vormals diese Natur, die Ihnen jetzt so öde scheint, der Gegenstand Ihres Entzückens? — Erinnern Sie sich, wie Sie einst hier an der Seite Ihrer Therese saßen? Wie Sie da nichts als Leben, nichts als Wonne und Herrlichkeit vor sich sahen? wie da alle Bilder des Todes, alle Gedanken von Elend aus Ihrer Seele verbannt waren?

Ich erinnere michs, Merville. Es waren die Tage meiner Glückseligkeit, diese so schnell vorübergeeilten Tage. — Eine Phantasie, zu lauter Freude gestimmt; — o, wie leicht kann sich die aus einer Wüste ein Elysium schaffen!

Kann das wirklich die Phantasie? — Nun, dann kann sie mehr, diese Zauberinn; dann kann sie mit eben der Wunderkraft auch aus einem Elysium eine Wüste schaffen. — Wollen Sie Ihrer Eingebung trauen? Wollen Sie einer Führerinn folgen, die immer in der Richtung fortgeht, welche ihr der Anstoß unsrer Empfindungen gab, und sich dann, mit ihrem einseitigen Fluge, so weit von der Wahrheit verirrt? — Mäßigen Sie durch Vernunft diese Ausschweifungen! Werfen Sie, nach jenen partheyischen, noch einen dritten unpartheyischen Blick auf die Schöpfung: und Ihr Herz wird wieder zur Ruhe kommen; Ihr finstrer Kummer wird sanfte Schwermuth; Ihr Widerstreben gegen ein feindseliges Schicksal ruhige Ergebung in den Willen des Allgütigen werden. — — Soll' ich läugnen, daß Elend in der Natur ist? Soll' ich läugnen, daß der Gedanke des Todes fürchterlich sey? Ich würde meinem innersten Gefühl widerspre-

chen. Ich fühle das Loos meiner Endlichkeit, wie ein andrer, und der Schauder des Todes verschont mich nicht, so wenig als der Engel des Todes. Oft vielleicht ergreift er den schwachen furchtsamen Greis noch gewaltiger als den Jüngling. — Aber wollten nun auch Sie läugnen, daß das Leben Freuden hat? überschwängliche Freuden? Sie, der Sie ihrer selbst aus der wohlthätigen Hand des Schöpfers erhielten: wollten Sie undankbar seyn, und es läugnen?

Nein, Merville! Nein, ich will es nicht läugnen.

Und es hat also seine Freuden?

Seine kurzen, seine geträumten Freuden.

Wie ungerecht, Chevreau! Sind sie kürzer, sind sie geträumter, als unser Elend? — War die Thräne der Wohllust, die hier in Ihren Augen schimmerte, als Sie sich an Theresens Seite und glücklich sahen; war sie weniger wirklich, als diese Thräne der Wehmuth, die

jetzt in eben diesen Augen zittert? Oder wird nicht bald auch diese Thräne versiegen? — Das Daseyn hat seine Freuden, seine wirklichen mannichfaltigen Freuden: und worauf wird es nun ankommen, als auf die Frage: ob die Freude des Elends, ob das Leben des Todes werth sey? — Wenn Sie das jetzt nicht finden, mein Freund —

Wie kann ich es finden? — Das Elend des Menschen liegt vor mir da, in seiner ganzen unendlichen Größe, in seiner ganzen namenlosen Mannichfaltigkeit: aber Gott! wie wenig hat er der Freuden! — Und die er noch hat, wie geringe sind sie! wie unvollkommen!

So denkt man immer in der Stunde des Unmuths, des Kummers! — Ich könnte sagen, daß vielleicht das Leben von Tausenden unendlich glücklicher ist, als das Ihrige; aber nein! Ich bleibe bey Ihrem eignem Leben. — Sie glauben also, Sie hatten der Freuden so wenig?

Wie darf ich glauben, wovon ich gewiß bin?

Sie betrügen sich, Chevreau.

Das heißt, meine Empfindung betrügt mich. — Und welcher andere Richter, wenn es auf Glück oder Unglück, auf Schmerz oder Vergnügen ankömmt, soll denn gültig seyn, als unsre Empfindung?

Aber eben diese Empfindung — —

Ist in dem Innersten meines Herzens, und kein Vernunftschluß wird sie mir da herausreißen.

Auch denk ich auf keine Vernunftschlüsse. Ohne Zweifel ist jede Empfindung die gültigste Richterinn ihrer selbst; aber nicht soll sie über das Vergangne, nicht über das Zukünftige richten. — — Liebster Chevreau! Die jetzige Wolke, die über Ihrem Haupte hängt, wirft nach allen Seiten hin einen grauenvollen Schatten über Ihr Leben; einen Schatten, der alles entstellt, alles verfinstert. — Wenn Sie in die Vergangenheit blicken, so ist nichts, das so leicht im Gedächtniß hervorspränge,

nichts, das so voll, so ganz, so lebendig vor Ihnen da stünde, als die Bilder Ihrer unglücklichen Stunden: und die Zukunft — Was ist die Zukunft für Sie? Der gegenwärtige Punkt, zu einem Leben erweitert. Sie geben Ihrem Schmerz Unvergänglichkeit, und glauben, weil Ihr Verlust ewig dauren wird, so müsse auch diese seine Folge gleich ewig dauren. — Bey einer so unglücklichen Fassung, da alles Uebel, was Sie betroffen, so gedrängt, so schwarz, so fürchterlich vor Ihnen steht, da die Bilder der genossenen Freuden so sparsam und trübe hervorschimmern, wie einzelne Sterne an einem umwölkten Himmel; wie können Sie sich da auf den Ausspruch Ihrer Empfindung verlassen? wie entscheiden, ob die Freuden das Elend ersetzen? das Leben des Todes werth sey? — O Chevreau! Wenn ich nur nicht fürchten müßte, Sie tief zu verwunden — —

Mich zu tief zu verwunden?

Nun so hören Sie dann! Ich wünschte, ich könnte mit der Stimme der Allmacht zu Ihnen sagen: »Chevreau, mich gereut meines Rathschlusses. Ich will dein Leben machen, wie das Leben von Tausenden ist. Sieh hier deine Gattin wieder, deine Therese! Sieh auf ihren Armen den Liebling wieder, dessen Leben ihr Tod war« — Und wenn Sie dann, außer sich vor Entzücken, an ihren Busen sänken; wenn Sie mit der ganzen Wonnegefühl eines Vaters den Engel in Menschengestalt an Ihre Lippen hüben: dann wollt ich nach den ersten Stürmen der Freude ein ruhigers Lächeln erwarten, wollte Sie bey der Hand fassen und wollte sagen: Chevreau, wessen ist mehr in der Natur? der Freude oder des Elends? Und wie bald würde sich Ihre ganze Vergangenheit zu lauter Wonne erheitern! In wie leichten, kaum sichtbaren Nebel würden diese Wolken zerfließen, die jetzt mit einer so schrecklichen Nacht Ihr Leben decken!

— Aber wäre denn dadurch dieß Leben, oder wäre bloß die Ansicht, die Vorstellung davon verändert? Bliebe nicht Ihre Vergangenheit, wie sie war? und könnten Sie oder irgend ein Sterblicher voraus wissen, wie Ihre Zukunft seyn würde? — Chevreau, wollt ich noch einmal sagen: ist diese Empfindung der Wohllust werth, daß man auch Elend ertrage? Und wie leicht, wie geringe würde dieß Elend werden! Wie schnell würde die Waagschale, die es jetzt mit so überwiegender Last zu Boden drückt, in die Höhe steigen! — — Ich betrübe Sie, Freund; verzeihen Sie mir! Aber da ich nun jenes nicht sagen kann, mit der Stimme der Allmacht; versuchen Sie, wie viel Gewalt Ihre Vernunft hat! Stehen Sie bey dem gegenwärtigen Augenblicke stille, und theilen Ihr Leben! Ihre Zukunft wird so nicht seyn, wie Ihr jetziger Schmerz sie darstellt; aber auch jede Freude, jede Seligkeit, die ich hineindichtete, würde Sie kränken, würde Ih-

nen Beleidigung Ihrer Liebe, der ehlichen und der väterlichen, dünken. Sehen Sie also bloß ins Vergangne! Bestreben Sie sich nach Unpartheylichkeit in der Schätzung! Untersuchen Sie, wessen da mehr war, des Vergnügens oder des Kummers? —

Welch ein Gespräch, worein Sie mich zogen! — O Merville! Wie sehr ist immer das, was ich antworten soll, meiner ganzen Seele zuwider! Ich verabscheue den Undank: und soll ich nun selbst ein Undankbarer werden? nur einer scheinen? — Nein mein Freund! Nein, ich will sagen, daß ich der Freuden viel hatte.

Nur sagen, wenn Sie s nicht denken? —

Ich wills sagen, weil ichs auch denke. — Und gewiß! Der Gott, der mir diesen Oden gab, er gab mir auch der Freuden nicht wenig. — Sie sehen, wie gern ichs bekenne.

Sie müssen es auch bekennen. Denn hatten Sie keine Freuden, woher der Kummer über Ihren Verlust? Oder waren dieser Freu-

den so wenig; woher das Uebermaaß Ihres Kummers? — Wenn Sie nun aber jene Schätzung Ihres Lebens vornehmen, mein Freund; nach welchen Begriffen wollen Sie schätzen? Bloß nach Glück und nach Unglück? nach Lachen und Thränen? nach erfüllten und vereitelten Hoffnungen? nach Träumen und Wirklichkeiten? —

Wie anders, wenn ich sie vornehme? —

Sagen Sie lieber: wie falscher? — Eben das ist der Fehler, der uns so ungerecht gegen den Himmel macht: daß wir immer mit unsern Begriffen Grenzen ziehen, die nicht in der Natur sind, immer trennen und sondern, wo in der Wirklichkeit sich alles vermischt, alles vereinigt. — Schmerz ist oft mehr Wohllust als Schmerz; Schrecken hat seine süßen Schauder; Unglück wird angenehm in der Erinnerung; Gefühl der Schwäche treibt den Freund in die Arme des Freundes; Traurigkeit erweicht zu jeder feinern Empfindung das

Herz; Noth giebt Gefühl unsrer Kraft, unsres Werthes; Träume von Glückseligkeiten sind wahr in der Empfindung. — So, Chevreau; so das Leben berechnet — — Aber wie kann ich das jetzt, bey einer Fassung, wie die Ihrige, fordern? — Hören Sie also mich, der in unglücklich war! mich, der ich alles verlor, was auch Sie verloren, und ein Herz hatte, das fühlen konnte! Der Tumult der Leidenschaften schweigt jetzt in meiner Brust; nichts kann mich mehr partheyisch gegen den Himmel machen, nicht übermäßige Freude, nicht übermäßiger Kummer; der Zustand meiner Seele ist Ruhe. Mit dieser Ruhe seh ich zurück in mein Leben, und was ich da finde, macht mich zufrieden mit Gott. Der heitern Stunden waren mehr, als der trüben; des Guten unzählig mehr, als des Bösen. — In eben dem Lichte erscheint mir das Leben von Tausenden, in so weit ich es schätzen kann; in eben dem Lichte das Leben des Thiers und des

Wurms, weil sie eben der Gott schuf, der auch mich ins Daseyn rief: und nun, Chevreau — Wie soll ich Ihnen für die Vermehrung danken, die Sie meiner Glückseligkeit gaben? für den herrlichen Glanz, den Sie rund um mich her auf die Welt ergossen? — Jede Spanne Land also, auf die ich trete, ist Grabstätte von Tausenden? Willkommner Gedanke! Diese Tausende waren da, genossen des Lebens, fühlten sich glücklich. Jeder Staub, der vor mir auffliegt, war empfindende Nerve? Süße Idee, und wenn du ein Traum wärst! Diese Nerve ward zum Vergnügen gespannt. Sie hat öfter der Wohllust, als dem Schmerze gezittert. — — Ich sehe nun nichts mehr zu zweifeln, nichts mehr zu fragen, als dieses Einzige: warum währt diese Freude nicht ewig? warum muß Tod in der Natur seyn?

Ich weiß, was Sie antworten werden. Wenn Leben seyn muß, werden Sie sagen — —

Nun ja! Dann muß nothwendig auch Tod seyn. Tod ist die Bedingung des Lebens; gegründet mit allen seinen Schrecknissen, mit allem ihm vorangehenden Elende in eben der Natur, worinn auch unsre Freuden sich gründen. — Aber ob Leben seyn müsse? Das, Chevreau; das können Sie nun nicht mehr fragen.

Auch nicht fragen, warum dieses Leben seyn müsse, kein andres? warum eben diese Natur seyn müsse, die uns zu Theil geworden? diese zerstörbare, hinfällige, so unendlichen Jammer ausgesetzte Natur?

Was soll ich antworten, wenn Sie das fragen? — Soll ich Sie auf das ganze System der Schöpfung verweisen? auf den unzertrennlichen Zusammenhang aller Glieder dieser Kette, wo keins ohne das andere seyn kann? — Nein, Chevreau! diese Betrachtungen führen zu weit und in zu heiliges Dunkel. Lassen Sie mich Ihrer Frage eine andre

entgegensetzen: Sie wünschen doch Freuden? Sie begehren doch Glückseligkeiten?

Wie jeder, der denkt und empfindet.

Und was für Glückseligkeiten? die Sie kennen, oder die Sie nicht kennen? Von denen Sie einen Begriff haben, oder von denen Sie keinen haben?

Ohne Zweifel die, von denen ich einen Begriff habe.

Nun so sehen Sie dann! Sehen Sie, in welche Widersprüche Sie sich verwickeln! in welche Widersprüche sich jeder verwickelt, der anfängt mit Gott zu rechten. — Unsre Freuden wollen wir haben, gerade diese unsre eignen Freuden, gebunden an diese unsre eigne Natur, uns werth geworden durch diese unsre eigne Empfindung: aber diese unsre Natur nicht, mit der sie doch nothwendig verknüpft sind. — Sollten wir nicht erröthen, Chevreau, wenn wir die Thorheit der Anklagen erwägen, womit wir die ewige Weisheit vor

unsern Richterstuhl ziehen? — Kein Wort mehr von diesem Einwurfe! Er ist zu ungründlich, zu nichtig. — — Das Leben hat also seine Freuden, seine großen überschwänglichen Freuden; wir Undankbaren vergessen den größten Theil derselben bey der Berechnung; eben die Natur, die uns diese gewährt, bringt den Tod unzertrennlich mit sich; es wäre Unsinn, mit der Vorsehung zu hadern, daß sie uns diese Natur gab und keine andre, daß sie den Menschen zum Menschen schuf, nicht zum unsterblichen Engel; die Bitterkeiten des Todes — o wie konnt' ich bis jetzt diesen größten Gedanken vergessen! — sie werden uns durch Aussichten auf ein besseres Leben versüßt, durch Hoffnungen einer Ewigkeit, wovon uns alles versichert, die Erkenntniß unsrer selbst, die Erkenntniß der Welt und des Schöpfers: Und wenn nun das alles so ist, wie es ist; wie kann der Mensch noch den Himmel anklagen, und in dem Plan seines

Lebens nur Spuren einer feindseligen Macht, nicht einer allwaltenden Güte finden? — — Doch immer, Chevreau; immer erscheint uns noch der Tod als ein bloßes Uebel, obgleich als ein nothwendiges Uebel. Sollt er nicht mehr seyn, als das? Sollt er nicht auch Vater des Guten seyn? Urheber von Glückseligkeiten, die ohne ihn nicht statt finden würden?

Urheber von Glückseligkeiten? Der Tod? — Wie es alle Uebel in der Natur sind. — Sie sehen dort über den Hügeln zur Rechten fürchterliche Gewitterwolken. In dem Schooß dieser Wolken schläft Zerstörung bey Fruchtbarkeit, Heil bey Verderben. Und wenn wir Acht gäben, Chevreau; — sollte sich nicht eben das auch bey diesem schrecklichsten Uebel, dem Tode, finden? — Doch der trübere Himmel und dieser jähe Sturm, der den Staub durchs Thal treibt: sie verkündigen uns die Herannäherung des Gewitters. Lassen Sie uns den

Schutz unsrer Wohnung suchen! Lassen Sie uns dort unter dem Brüllen des Donners und unter fürchterlich herabströmenden Regengüssen unsre Betrachtungen über den Tod, unsre Betrachtungen über den Gott vollenden, der in Stürmen und Ungewittern eben so anbetungswürdig ist, als in dem lieblichsten Wehen der Morgenluft, wenn die glühende Sonne über den frohen Hügeln heraufsteigt.

Die Fortsetzung künftig.

Ende des ersten Theils.

Zusatz.

Was sich die Verfasser dieser Schrift bey der Wahl des Titels gedacht haben, das wird sich durch die Schrift selbst am besten zeigen. — Unter einem Philosophen scheinen sie überhaupt einen Mann zu verstehen, der irgend eine zur Philosophie gehörige oder philosophisch behandelte Wahrheit vorträgt, gleichviel welche? oder in welcher Gestalt? und unter der Welt das ganze gemengte Publikum, wo der eine mehr für diese, der andre mehr für jene Gegenstände ist, der eine mehr diesen, der andre mehr jenen Ton liebt. — Das Einzige war dabey zu beobachten, daß nichts mit unterliefe, was für irgend einen, der schon zu dem feinern gebildetern Theile des Publikums gehört, ganz unverständlich oder ganz ohne Reiz wäre.

Wenn jede bessere Kritik über theatralische Werke Philosophie über den Menschen enthalten muß, so konnten die Briefe über Emilia Galotti hier nicht am unrechten Platze stehen, sobald sie nur sonst ihres Platzes werth waren. Dieses aber schienen sie doch immer zu seyn, und werden es vielleicht in der Folge noch mehr scheinen, so viel auch noch Erinnerungen und Einwendungen statt finden mögten. Gegen den dritten Brief habe ich selbst eine auf meinem Herzen, die ich mich nicht enthalten kann herzusetzen.

Es ist offenbar, däucht mich, daß der Verfasser in dem Charakter der Emilie einen sehr wesentlichen Zug übersehen habe. Er scheint ihre ganze anfängliche Schüchternheit aus dem Umstande herzuleiten: daß sie an heiliger Stätte in den Verrichtungen ihrer Andacht durch etwas so Ungeziemendes, als ein Liebesantrag, gestört worden, und das zwar von einem Manne, der so viel zu bedeuten hat, und wenn er

Ernst macht, so gefährlich ist, als der Prinz. Aber eigentlich entsteht wohl diese so große Schüchternheit aus dem Bewußtseyn, wie wenig sie sich selbst bey dem Prinzen zu trauen habe. Dieses erklärt sich schon anfangs, ehe sie es in der letzten Scene mit ihrem Vater ziemlich deutlich sagt, durch einige Züge, die zwar freylich, weil sie in Emiliens eignen Reden liegen, sehr fein sind; besonders aber erklärt es sich, wenn man Acht giebt, durch ihr Verhalten nach dem Tode des Grafen. Immer ist ihr erster Gedanke auf ihre Mutter, erst der zweyte auf den Grafen gerichtet. Was sie für diesen empfindet, scheint mehr Hochachtung und Freundschaft zu seyn, als Liebe; sie scheint ihm mehr aus Gehorsam gegen den Willen ihres Vaters, als aus eigner Wahl ihre Hand zu geben. Ihr Herz hat heimlich der Prinz; aber sie wagt es bey ihrer Tugend und Frömmigkeit nicht, diese strafbare Neigung zu nähren; sie kämpft ihr vielmehr

aus allen Kräften entgegen, und fürchtet und vermeidet den Anblick dessen, der diese Neigung in ihr erweckt hatte. Eben hieraus nun erklärt sich die Furcht vor Verführung, die Emilie in der letzten Scene mit ihrem Vater äußert. Es ist völlig eben die Furcht, die sie anfangs, da sie den Prinzen in der Messe sprach, und nachher, da sie ihn in Dosalo unvermuthet wiedersah, so schüchtern, so ängstlich machte. —

Um dem Verfasser der Briefe nicht Unrecht zu thun, will ich auch das hier anführen, was ihm zu seiner Entschuldigung übrig bleibt. Die Worte der Claudia im vierten Akt, kann er sagen, haben mich bey der Beurtheilung dieses Charakters irre geführt. Auch ist keine Rede der Emilie, die sich nicht so verstehen ließe, wie ich sie verstanden habe. Die Züge, wodurch sie ihr Herz verräth, sind zu fein, und werden zum Theil dadurch noch zweydeutiger, weil der Liebhaber ein Prinz ist, gegen

den sie sich aus einem weit allgemeinern Grunde so schüchtern zeigen könnte, als weil sie ihn liebt. Gleichwohl ist dieser Umstand im Charakter so wichtig, und hat auf die Hauptscene des Stücks einen so großen Einfluß, daß er wohl durch mehr und durch bestimmtere Züge hätte sollen herausgehoben werden. In Nebensachen erläßt man dem Dichter eine zu ängstliche Vorbereitung, eine zu umständliche Entwickelung gern; aber über einen so wesentlichen und zur Einsicht ins Ganze so unentbehrlichen Punkt sollte er völlig bestimmt seyn. Man bedenke ferner, daß Emilie ihren Grafen, als einen sehr würdigen Mann und als den Liebling ihres Vaters, doch immer sehr hochachtet; daß er als Freund und als künftiger Gemahl, gegen den sie wenigstens nicht den mindesten Widerwillen, vielmehr das Gegentheil zu erkennen giebt, auch Antheil an ihrer Zärtlichkeit haben muß; daß ihre Liebe gegen den Prinzen eine noch ganz unentwickel-

te, noch gar nicht zur Reife gediehene Leidenschaft ist; daß die That, derentwegen sie ihn in Verdacht hat, auch wenn sie einen gleichgültigern Mann beträfe, ihn äußerst verabscheuungswürdig zeigt; daß endlich die Absicht bey dieser That, die sie nur allzuwohl vermuthet, ihr die schändlichste Art von Liebe zu erkennen giebt, die ein so frommes und sittsames Mädchen eher empören, als einnehmen kann. Sollte nicht immer der Einwurf noch gültig bleiben, daß Emilie, so frisch nach der Entdeckung dieser That, an keine Möglichkeit der Verführung denken dürfe? — Ich überlasse die Entscheidung dem Leser, wer bey diesen Gründen und Gegengründen das meiste Recht haben mag; ob der Verfasser der Briefe oder der Dichter?

Was ich sonst bey der Herausgabe dieser Schrift noch zu erinnern habe, betrifft die veränderte Einrichtung derselben. Die ganze Schuld davon fällt allein auf mich, der ich

mich zu lange von dem Orte des Drucks entfernet hatte. Hoffentlich wird es ziemlich gleichgültig seyn, ob man zwey Bände zu achtzehn, oder drey Bände zu zwölf Bogen erhält.

D. H.

Druckfehler.

S. 94. Z. 13. statt Materie l. Materien
— 107. = 16. — gehoeneckten l. gehonneckten
— 115. = 13. — oft selbst ohne daß er rc. l. ohne daß er oft selbst rc.
— 116. = 3. — mit den Worten l. mit dem Worte
— 122. = 1. — könnte l. konnte
— 131. = 18. — Einfluß l. Einfluß genug
— 142. = 12. — von ihm l. von dem Prinzen
— 160. = 11. — Kastanien l. Kastanienbäume

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Engel, Johann Jakob, 1741-1802 [Herausgeber]

Der Philosoph für die Welt

Bd.: 1

Leipzig (1775)

Var. 682 v-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136174-2
VD18 8000105X-001